

VÖGELEKULTUR BULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

doing family



Über Erwartungen, Macht und Liebe

Ist das klassische
Familienmodell
gescheitert?

Sind Wahlgemein-
schaften taugliche
Alternativen?

Wie stark prägt
der Verbund unser
Lebensglück?

Family Affairs

Die Werke der folgenden Künstlerinnen sind in diesem Magazin zu sehen.

CAROLINE MINJOLLE

Die Künstlerin wurde im französischen Tarbes geboren – zusammen mit ihrer Zwillingsschwester Sophie Zoë. «Daher bin ich von Anfang an der Symmetrie verfallen», schreibt sie auf der Homepage. Diese Eigenheit prägt viele ihrer Bilder, darin sind oft Menschen aus ihrem persönlichsten Umfeld zu sehen. Im Langzeitprojekt *Rendez-Vous* hat sie beispielsweise ihre beiden Söhne regelmässig in Szene gesetzt – von Geburt an bis zum 18. Lebensjahr. Caroline Minjolle lebt und arbeitet in Zürich.

DIANA KARKLIN

Die Fotografin hat über fünf Jahre lang Frauen porträtiert, die mit ihrer Mutterrolle hadern. Oft lebte Diana Karklin mit den unglücklichen Müttern wochenlang zusammen und schuf damit jene Nähe, die ihre intimen Porträts erst möglich machte. «Diana Karklin ist es gelungen, die Gedankenwelt der Frauen zu zeigen, ohne diese zu verurteilen», schrieb eine Kritikerin treffend. Die entsprechende Werkserie (samt Interviews) ist im Bildband *Undo Motherhood* nachzusehen. Diana Karklin lebt in Berlin und Madrid.

ISABELLE KRIEG

Jacken, die sorgsam übereinandergeschichtet sind. Jede ist unterschiedlich gross. Die Kleider sind eins und bleiben trotzdem vereinzelt. Was für ein Sinnbild für die Familie und die Veränderungen, die das Leben mit sich bringt. Isabelle Krieg hat die Installation *Life Jacket* im Jahr 2018 geschaffen. Wir zeigen diese auf der Titelseite unseres Bulletins. «Jeder Mensch wird in eine Familie hineingeboren. In der Jugend jedoch entwachsen wir der Herkunftsfamilie, wie aus einem Kleidungsstück», sagt sie. Die Künstlerin lebt und arbeitet in Kreuzlingen.

HANNA NITSCH

Die Freiburgerin wuchs in einer grossen Familie auf. Schon in ihren allerersten, grossen Tuschezeichnungen beschäftigte sie sich mit Rollenbildern und existenziellen Fragen unseres Daseins: Wer bin ich, wer sind die anderen? Antworten darauf sucht sie oft in Selbstporträts und in jenen ihrer drei Kinder Cäcilia, Aaron und Elisabeth. Die bildnerische Auseinandersetzung im Familienkreis ist ein Langzeitpsychogramm – mit offenem Ende. Hanna Nitsch lebt und arbeitet in Braunschweig (D).

5 Familie leben

Editorial von
Monica Vögele

**6 Himmel
oder Hölle**

Die Kuratoren der Ausstellung
«doing family» über die Macht
und Ohnmacht der Familie

12 Ende gut, alles gut?

Ein Essay von *Judith Luig*
über die Krise der klassischen
Kernfamilie

**16 Die Bilderbuchfamilie,
eine Fiktion**

Svenja Flasspoebler im
Gespräch mit *Jana Hensel*
und *Andreas Bernard*

20 La Famiglia

Das Fotoalbum der
Schweizer Künstlerin
Beny Steiner

26 Preis des Glücks

Was Kinder ihren Eltern geben
– und was sie ihnen nehmen
Von *Tobias Haberl*

29 Danke, Emma

Kolumne von *Roland Grüter*
über Wahlverwandschaften

30 Sag mal!

Fragen, die wir unseren
Liebsten stellen sollten

32 Familienbande

Kolumnist *Kilian Ziegler*
über die Gemeinsamkeiten
von Familien und Banden

35 Buchtipps

Romane und Sachbücher, die
so einzigartig sind wie Familien
selbst

**36 Im Spiegel
der Wissenschaft**

Vier Wissenschaftler beantworten
brennende Fragen zum wichtigsten
Verbund unseres Lebens

40 (Un)heilig

Drei Betrachtungen zu Familien-
porträts in Literatur und Malerei
Von *Marleen Stoessel*

42 We are family

Zahlen und Fakten
zum Leben in Clans

44 Die Schatzhüter

Ein Exposé von *Tilman Allert*
über die Geschwisterliebe

48 Alles, was Recht ist

Wie Familienmitglieder vom
Gesetz geschützt werden

50 Gemietetes Glück

Wie eine erfundene
Geschichte Weltkarriere
machte

51 Früher war alles besser

Mythen auf dem Prüfstein

52 Rückspiegel

Rückblick auf die Vernissage
der Ausstellung «Der Tod»

54 Highlights

Führungen und Veranstaltungen
zur Ausstellung «doing family»

54 Willkommen!

Informationen zum
Vögele Kultur Zentrum
im Überblick

Das
Familien-
leben
ist ein
Eingriff
in das
Privat-
leben.

KARL KRAUS (1874–1936),
österreichischer Schriftsteller

IMPRESSUM

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und
Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung
Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ;
Redaktion: Vögele Kultur Zentrum, Monica Vögele,
Roland Grüter; Autoren: Tilman Allert, Svenja
Flasspoebler, Roland Grüter, Tobias Haberl,
Judith Luig, Jessica Prinz, Stephanie Riedi,

Marleen Stoessel, Kilian Ziegler; © Texte: Autoren
und Herausgeberin; © Bilder: Seite 10 (Isabelle Krieg),
Seite 29, 30/31, 45, 46, 50 (Caroline Minjolle) © Pro-
Litteris, Zurich. Seite 6/7, 13 (Hanna Nitsch), Seite 11
(Diana Karklin). Wir konnten leider nicht für alle
Bilder die Urheber ausfindig machen. Falls Sie die
Bildrechte besitzen, melden Sie sich bitte bei uns;

Gestaltung und Grafik: Michael Schaepe;
Druckvorstufe: Lutz Repro AG; Druck: Theiler
Druck AG (klimaneutral, ID 53143-2209-1004);
Vögele Kultur Bulletin Nr. 114 erscheint:
November 2022; Auflage: 8000 Ex.

Porträts der Zeit

«Auch wenn es Wahlfamilie heisst – man sucht sich Menschen nicht einfach aus. Der Zufall spült sie uns ins Leben und irgendwie bleibt man aneinander haften», sagt Vera Husfeldt. Sie selbst lebt in einer solchen Wahlfamilie – und ist Teil einer Porträtserie, die Multimedia-Journalistin Jessica Prinz im vorliegenden Vögele Kultur Bulletin präsentiert. Die

Bündnerin hat Menschen gesucht und gefunden, die aus Not oder durch einen glücklichen Zufall zueinandergefunden haben: Menschen, die ausserhalb des klassischen Familienmodells leben, sich aber dennoch gegenseitig Geborgenheit und Zugehörigkeit geben. Oder Reibereien und Streit aushalten, ohne voneinander abzuweichen. ○



Can Mirzac (41) flüchtete 2015 aus Nordsyrien in die Schweiz. Für den Journalisten und Regierungskritiker wurde es zu gefährlich in seinem Heimatland. Deshalb verliess er seine Heimat und damit seine Geschwister und die Eltern, die trotz ständiger Gefahr und Angst noch immer in Syrien leben. Heute ist er – im Auftrag der HEKS in Zürich – Betreuer von zwei syrischen Familien, die ebenfalls in die Schweiz fliehen mussten. **Omar** und **Amina** trifft er regelmässig, um ihnen die Integration zu vereinfachen.

Was tun, wenn man die Familie vermisst?

«Manchmal vermisse ich meine Familie sehr! Dann hilft es mir, mich mit anderen Familien zu treffen – vor allem mit den syrischen, die ich betreue. Unser Umgang ist durchaus familiär. Die gleiche Sprache, Herkunft und Kultur verbindet uns sehr und schafft Nähe – wir sind füreinander da. Das spendet Trost.»

Familie leben

Mit vier Geschwistern, einer Vielzahl an Tanten, Onkeln, Cousinen und Cousins bin ich gut bedient, was meine Familie anbetrifft.

Die Schulferien fühlten sich bei uns an wie in einem vergnüglichen Freizeitcamp. Meine Eltern beherbergten mitunter zehn und mehr Kinder, grosse Tischrunden gehörten sozusagen zu unserem Familienalltag. Bis heute knüpfe ich viele wunderbare Erinnerungen an das Aufwachsen in einer Grossfamilie. Immer war jemand da, dem ich meine Geheimnisse und Freuden anvertrauen konnte oder mit dem ich mich gegen den Rest der Welt – oder zumindest gegen die strengen Eltern – verbünden konnte. Wie oft erkundeten meine Brüder und ich an Samstagabenden gemeinsam das Rapperswiler Nachtleben und ich fühlte mich dabei sicher und aufgehoben.

Innerhalb dieses Kreises fand sich aber auch immer einer, der mir das Leben einmal schwer machte, mein Fahrrad in seinen Sportclub entführte oder die hart erarbeitete Bee-Gees-Schallplatte in tausend Stücke zerbrach. Denn die Rollen meiner Geschwister variierten stetig. Der Freund von gestern wurde zum Widersacher von heute und oft genug zum Retter von morgen. Sämtliche Gefühlslagen, die das Leben so bietet, fanden in der Familie eine Geburtsstätte, aber auch ein geschütztes Zuhause.

Wie anders fühlte sich die Kleinstfamilie an, die ich Jahre später selbst gründete. Meine Tochter musste – zu meinem Bedauern – als Einzelkind aufwachsen. Wie sehr hätte ich ihr eine Schar an Geschwistern gewünscht. Und offensichtlich hatte auch sie sich Brüder und Schwestern herbeigesehnt. Anders kann ich es mir nicht erklären, dass sie schon früh damit begann, ihre eigene Wahlfamilie aufzubauen. Menschen, die sie ins Herz schloss – ob Patentante, Cousinen, Freundinnen oder Bekannte –, adoptierte sie stillschweigend. Sie durften an keinem Geburtstagsfest fehlen. Die sonntäglichen Nachtessen bei ihrem Gotti waren meiner Tochter entsprechend heilig, inklusive den kleinen Reibereien mit deren Kindern. Diese sind für sie bis heute ihre «Ersatzgeschwister» geblieben.

Meine Tochter lebt seit 25 Jahren vor, was sich in der Gesellschaft aktuell zunehmend etabliert. Das Gefühl von Geborgenheit und Akzeptanz kann sich auch ohne Blutsverwandtschaft entwickeln – in der Mitte von Menschen, die durch Zuneigung und freie Wahl zusammenfinden. Manche sagen, dass solche Wahl-Familien sogar unbeschwerter funktionieren, da darin gewisse Machtgefüge und Abhängigkeiten fehlen. Ob dem so ist, lasse ich an dieser Stelle offen.

Allen Arten von Familien ist aber eines eigen, ob blutsverwandt oder frei gewählt: Jedes Rädchen hat seine ureigene Rolle und muss einen Beitrag leisten, das übergreifende System, das wir Familie nennen, in Schwung zu halten. Und sind es nicht Gemeinschaften – welcher Art auch immer –, die unsere Gesellschaft tragen? Die uns Menschen begleiten, fördern, beschützen, auffangen?

Angeregt durch unser Thema «Familie», auf das wir unsere aktuelle Ausstellung und dieses Bulletin bauen, hinterfrage ich heute nicht nur meine Rolle in meiner eigenen Kernfamilie. Die Vielzahl neuer Erkenntnisse hat mich dazu inspiriert, vermehrt über die Gesellschaft als Grossfamilie nachzudenken: wie darin Denkkultur, Machtgefüge, Abhängigkeiten oder Geheimnisse wirken, wie sich unser Sehnen nach Sicherheit und Geborgenheit stillen lässt, wie daraus Verbindendes und unglaublich Bereicherndes entstehen kann. Die Herausforderungen sind ähnlich. Im Kleinen wie im Grossen! ○



Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele und leitet das Vögele Kultur Zentrum.

Ein Gespräch mit den Kuratoren
der Ausstellung «doing family».

HIMMEL oder HÖLLE

Den Familienbanden entkommt man nicht. Die neue Ausstellung «doing family – Über Erwartungen, Macht und Liebe» lotet die Schatten- und Sonnenseiten von Familienverbänden aus: und all die Sehnsüchte, die wir damit verbinden. Die verantwortlichen Kuratoren führen in ihrer Schau durch ein Feld, das so kunterbunt ist wie ein Regenbogen.

Text: Roland Grüter

Wie lose der Familienbegriff ist, zeigt sich im Laufe einer einzelnen Biografie. Ich beispielsweise wurde in einen Verbund hineingeboren, der weit weg war von den Idealen, die man damit assoziiert. Mein Vater war Alkoholiker, meine Mutter todunglücklich und beide ständig mit ihrem eigenen Elend beschäftigt. Wie hätten sie ihren Kindern folglich Geborgenheit, Liebe und Fürsorge vermitteln wollen? Sie selbst mussten in Kinderjahren auch ohne auskommen. Entsprechend ungeübt und ungeschickt waren sie in ihrer eigenen Erziehungsarbeit. Trotz der dunklen Wolken, die über unserer Familienwelt dräuten, erlebten wir in der Kindheit auch Glück. Denn auch wir kannten nichts anderes. Die Nachbarn schienen nach ähnlichem Muster zu funktionieren. Darüber hinaus blieb alles geheim, was an den Küchentischen ausgehandelt wurde, Familiensache halt – für fremde Augen waren Einblicke in fremde Familienleben entsprechend

schwierig, jene von Familie Feuerstein ausgenommen. Folglich fielen Besonderheiten weit weniger stark auf.

In jungen Jahren beschäftigten mich Familienbünde kaum mehr. Als junger, homosexueller Mann rückte die Idee, eine eigene Familie zu gründen, in weite Ferne. Das Leben hatte andere Pläne mit mir. Folglich sah ich anderen zu, wie sie heirateten und Kinder bekamen. Ich diskutierte mit Freunden und Geschwistern willig Familienfreuden und -sorgen. Und exakt dann, als ein Mann mit drei halberwachsenen Kindern in mein Leben trat, begannen die Beziehungen der anderen zu bröckeln. Scheidung da, Trennung dort – derweil kochte ich dreimal die Woche Teenagern Abendessen, holte sie von der Schule ab und reiste mit ihnen in die Ferien. Urplötzlich war ich mittendrin in jenem Patchwork-Mischmasch, das gerade reihum als neue Familienform





gepriesen wird. Sie sehen: Die Definition der Familie ist bröckelig. Auf welche Form also richtet sich die Ausstellung «doing family – Über Erwartungen, Macht und Liebe» im Vögele Kultur Zentrum in Pfäffikon SZ aus, die diesen Sehnsuchtsort ab 15. November ausleuchten will? Peter Kuntner, Stephan Lichtensteiger und Beat Gugger sind Kuratoren von fischeich und für die Ausstellung verantwortlich. Sie führen in der Folge aus, wie sie diesen wabernden Begriff definieren und wie sie diesen in ihrer Schau fassen.

Meine Herren, wie Umfragen belegen, definieren fast alle Menschen Familien gleich: Vater, Mutter, Kind. Dabei wird seit 2005 nahezu jede zweite Ehe geschieden. Ein Missverständnis?

Dieses Bild ist zumindest erstaunlich. Familie wird heute vor allem mit dem biologischen Fortpflanzungsakt konnotiert – dabei wurde der Begriff einst weit breiter gefasst. Er reichte lange über die Zwei-Genera-

tionen-Kernfamilie hinaus. Grosseltern, Tanten, Onkel und andere Verwandte gehörten mit dazu. Ja sogar Personen, die beispielsweise auf einem Bauernhof arbeiteten und unter gleichem Dach arbeiteten, wurden mit eingeschlossen. Das jedoch geriet in Vergessenheit.

Wie kommt es dazu, dass wir dieses Bild in unseren Köpfen tragen?

Das traditionelle Familienverständnis fasst und zementiert wahrscheinlich die klassischen Rollen innerhalb der Familie. Doch eigentlich müssten wir uns schon längst fragen: Wem genau nützt das, weshalb tun wir das?

Wie definieren Sie diesen Begriff in der Ausstellung?

Wir definieren den Begriff nicht, sondern weisen vor allem auf möglichst unterschiedliche Ausprägungen hin. Und darauf, dass es eben ganz unterschiedliche und subjektive Vorstellungen davon gibt, was Familie ist.



Im September 1988 sah **Emilie Wicki** (78) ein Inserat in der Zeitung: Junge Eltern, beide berufstätig, suchen eine Tagesmutter für ihren Sohn. Die Bauersfrau aus Grossdietwil LU wählte die Telefonnummer und zeigte sich interessiert. Am nächsten Abend, es war ein Sonntag, brachte das kosovarische Paar ihren sechsmonatigen Jungen vorbei. Danach verbrachte **Gjenc Ransi** (34) seine Kindheit und Jugend – so wie später auch seine beiden Geschwister – jeweils von Sonntag- bis Freitagabend bei Familie Wicki auf dem Bauernhof, die Wochenenden bei den Eltern.

Welche Gefühle werden mit der Familie assoziiert?

«Familie, das ist der Ort, an dem man auf bedingungsloses Interesse stösst und nur das Beste füreinander will. Die Bande hören erst auf, wenn jemand stirbt – was sich bei Familienmitgliedern viel intensiver anfühlt als bei Freunden. Es sind aber nicht nur positive Gefühle, die daraus hervorgehen, sondern auch negative: Verpflichtungen, Erwartungen, Enttäuschungen. Auch deren Intensität machen den Unterschied zu einer Freundschaft aus.»

Viele verbinden damit ihr Lebensglück. Ist dieses tatsächlich dermassen stark von der Familie abhängig?

Eine Gemeinschaft um sich zu wissen, in der man sich geborgen fühlt, scheint für uns existenziell wichtig zu sein. Und darum ist die Familie auch für unser Glücksgefühl enorm wichtig. Denn der Mensch ist ein zutiefst soziales Wesen – ausserhalb starker Verbindungen zu sein, entspricht nicht unserer Natur. Doch bringt eine Familie nicht uns allen Lebensglück. Familienbande können auch belastend sein. Was aber alle verbindet: Die Familie prägt uns gleichermassen, in welcher Form auch immer. Den Familienbanden entkommt man nicht.

Meist drehen sich unsere Gedanken um das Glück der Kinder: Wie aber steht es mit jenem der Eltern?

Leider ist deren Glückszustand – vor allem jener von jungen Müttern und Vätern – nicht sonderlich hoch. Sind Kinder klein, stehen Familien unter besonders hohem Druck. Wie Erhebungen zeigen, zerbrechen Ehen entsprechend oft in den ersten vier Jahren nach der Geburt der Kinder. Es wäre wichtig und richtig, dass alle Mitglieder der Familie – auch die Eltern – zu ihrem Recht kommen. Dafür ist jedoch erforderlich, dass wir uns vom klassischen Bild der Kernfamilie verabschieden und Abweichungen davon nicht länger als Makel sehen. Nur so sind in der Kinderbetreuung auch familienfremde Miterzieherinnen und -erzieher denkbar.

Was, wenn man in weniger behüteten Verhältnissen aufwächst: Sind wir dann verloren?

Zum Glück entwickeln wir meist hohe Widerstandskräfte (Resilienz), die uns trotz familiärer Widrigkeiten nicht zwingend scheitern lassen. Obwohl die ersten Jahre unserer Entwicklung prägend sind, können und müssen sich Menschen im Laufe ihres Lebens von den Familienbanden lösen. In diesem Prozess können «weniger behütete Verhältnisse» sogar eine starke Motivation sein, sich zu einer eigenständigen Person zu entwickeln.

Was finden wir in diesem Kreis, was wir bei Freundschaften und Wahlverwandtschaften nicht finden?

Himmel und Hölle der Unbedingtheit. Eine geheimnisvolle Bande, die über eine lange Zeit von der Kindheit bis ins Alter auf eine merkwürdige Weise verbindend wirkt. Denn Blut scheint tatsächlich dicker zu sein als Wasser.

Aktuell wird das Ende der klassischen Familie prognostiziert. Womit wird diese abgelöst?

Von unterschiedlichsten Formen. Vom Single-Leben mit temporären Partnerschaften über Grossgruppen in WG-ähnlichen Formen bis zu den Regenbogen- und Patchwork-Gemeinschaften. Wobei:

Es ist fraglich, wie stark die «klassische Familie» tatsächlich durch andere Formen abgelöst wird. Gut möglich, dass andere Familienformen gegenwärtig einfach stärker wahrgenommen werden.

Auch ich musste zusehen, was aus mir wird, denn meine Wurzeln waren wenig verlässlich. Meine Eltern leisteten trotzdem einen massgebenden Beitrag zur Selbstfindung. Ich wollte es partout besser machen als sie: Um für mich und andere eine verlässlichere Vertrauensperson zu werden. Erst später erkannte ich, dass ich in meinem Ansinnen unheilig mit den Eltern verbunden blieb. Es dauerte Jahre, ja Jahrzehnte, bis ich mich aus ihrem Schatten lösen und die Bande, die uns verband, kappen konnte. Denn «anders sein» taugt als Lebenskonzept wenig, wie ich heute weiss. Natürlich trauerte auch ich der fehlenden Fürsorge nach: Diesem Gefühl, sich aufgehoben und behütet zu fühlen. Doch das Leben war gerecht und bot mir in der Folge allerlei Chancen, die Versäumnisse nachzuholen. Ich erlebte Geborgenheit und Anerkennung in ausgewählten Freundschaften, ja manchmal sogar in Arbeitsgemeinschaften. Kann eine Familie überhaupt die vielen Bedürfnisse erfüllen, die wir mit ihr verbinden? Was, wenn sie eine Quelle des Schmerzes ist? Was macht eine Familie genau aus? Diese Fragen, die mich selbst lange umtrieben, stehen auch im Zentrum der Ausstellung «doing family – Über Erwartungen, Macht und Liebe». Darin werden Perspektiven der Kunst, Kultur und Wissenschaft ausgeleuchtet und die wichtigsten Herausforderungen debattiert, denen sich Familien aktuell stellen müssen. Ein weites Feld also.

Von welchen Familienbildern gehen Sie in Ihrer Ausstellung aus?

Nicht von einem bestimmten, sondern von ganz unterschiedlichen Formen – entsprechend unserer individualisierten und diversen Zeit. Dennoch ist für uns die tradierte Familie ein wichtiger Ausgangspunkt. Auch wenn diese lange Zeit idealisiert und propagandahaft gepriesen wurde: Für die meisten Menschen hat es noch immer seine Bedeutung, sie können sich damit gut identifizieren. Alternative Familienmodelle gab es übrigens schon seit jeher. Auch darauf verweisen wir in unserer Ausstellung.

Da der Begriff so kunterbunt ist wie ein Regenbogen: Wie schafften Sie es, sich darin nicht zu verlieren?

Das war in der Tat nicht einfach. Hörspiele, die ins Innere verschiedener Familienverbände führen, sind zuzusagen unsere Leitplanken. In deren Umfeld vertiefen und differenzieren wir das Thema in unseren Beiträgen – oder verweisen darin auf Abweichungen.

Auf welche Schwerpunkte haben Sie sich konzentriert?

Auf die Machtsituation in Familien, auf die Familie als Quelle der Geborgenheit und vieler Geheimnisse. Und auf die spannungsvolle Beziehung von Familie und Staat.

Weshalb schien Ihnen das Thema dringlich?

Gerade weil es so unmodern ist und dadurch zu wenig Aufmerksamkeit erhält. Dabei treibt es die Gesellschaft nach wie vor um, auch wenn wir oft nur noch Teilbereiche diskutieren, etwa die Betreuungsarbeit. Die Familienthematik betrifft alle, ob sie wollen oder nicht.

Welcher Aspekt hat Sie in den Vorbereitungsarbeiten besonders überrascht?

Zum Beispiel der Fakt, dass überbehütete und vernachlässigte Kinder dieselben Symptome und Folgen in ihrer Entwicklung zeigen. Und wie wichtig die Familie den meisten Leuten heute noch immer ist: trotz Ego- manie, Supermobilität und Individualismus. Ebenso spannend: wie stark das Thema auch jene Menschen interessiert, die selbst keine Familie mit Kindern haben. Etwa durch Fragen der Herkunft und Prägung.

Was genau ist in Ihrer Übersicht zu sehen?

Unerwartete Perspektiven, überraschende Thesen, unterschiedlichste Familienbilder, allerlei Normen, Regeln, Hoffnungen, Wünsche, Statistiken – gepaart mit Kunst.

Welche Kunstarbeiten haben Sie besonders beeindruckt?

Wir zeigen beispielsweise eingewickelte Familiengeschichten von Nesa Gschwend. Die Rheintaler Künstlerin fand nach dem Tod ihrer Eltern Bettwäsche, in der ihre Eltern geboren und ihre Grosseltern gestorben sind. Sie selbst wurde darin gezeugt. Nun untersucht sie mit diesen Textilien das Menschsein. Weitere Exponate, die ganz besonders sind: eine Arbeit über Mütter, die ihre Mutterschaft bereuen, ein Büchlein über schlafende Flüchtlingskinder, die die Abwesenheit jeglicher Geborgenheit sichtbar und spürbar machen. Oder die intimen Fotos des schwedischen Fotografen Johan Bävman, der Väter mit ihren Kindern porträtiert hat.

Was wollen Sie den Menschen damit vermitteln?

Dass sie sich mit ihrer eigenen Herkunft auseinandersetzen – genau das versuchen wir mit unserer Ausstellung anzuregen. Ein anderes Ziel, das wir anpeilen: Die Auseinandersetzung mit dem Thema kann die Familie gesellschaftlich ein wenig stärken. Das scheint uns wichtig, nachdem Familien seit Jahrzehnten stark unter Druck stehen, insbesondere durch die Ökonomisierung des Lebens.

Egal in welchem Zirkel wir aufgewachsen sind oder welche Familienform wir wählen: Letztendlich treffen darin immer Menschen aufeinander. Sie üben sozusagen im Kleinformat, wie sie sich selbst und anderen Menschen begegnen. Im Idealfall passiert das mit Selbstbewusstsein, Wohlwollen



doing
family

Eine Ausstellung über
Erwartungen, Macht und Liebe

15.11.2022 – 19.3.2023
Vögele Kultur Zentrum, Pfäffikon SZ

Die Kunstschaffenden, die mit Arbeiten in der Ausstellung vertreten sind

Johan Bävman; Olga Bushkova; Nesa Gschwend; Diana Karklin; Tanja Krebs; Isabelle Krieg; Janaina Mello Landini; Hanna Nitsch; Caroline Minjolle; Tim Rod; Peter Sauerer; Magnus Wennman

Die Macher der Ausstellung
(von links nach rechts)

Peter Kuntner (*1964) arbeitete schon als Buchhändler, Verlagsvertreter, Kurator. Bei *fischeich* kümmert er sich um inhaltliche Konzeption, Dramaturgie, Szenografie und Gestaltung. Ausserdem organisiert Peter Kuntner die Aarauer Naturfilmtage und ist im Verwaltungsrat des Limmat Verlag, Zürich.



Diana Karklin, *Acceptance*, United States. Bild aus der Reihe *Undo Motherhood*, 2022. Fotografie.

und Respekt. Um das zu erreichen, sollten wir uns mitunter bewusst mit unserer Geschichte und Herkunft auseinandersetzen. Nur dadurch lassen sich gewisse Muster erkennen und allenfalls korrigieren, ob positive oder negative. Auch darauf verweist die Ausstellung des Vögele Kultur Zentrum. Manche Fragen, die darin erörtert werden, werden Besucherinnen und Besuchern vertraut vorkommen. Doch die Exponate geben ihnen mitunter neue Denkanstöße, damit sie in aller Ruhe und nur für sich allein über sich und

ihre Liebsten nachdenken können. Was mich zur letzten Frage an die Kuratoren führt:

Meine Herren, was haben Sie durch die Recherchen für sich selbst dazugelernt?

Wir dachten viel über unsere Ursprungsfamilien nach und können dadurch manche Verhaltensweise gegenüber anderen besser verstehen, etwa gegenüber unseren FreundInnen. Und was wir auch mitnehmen: Uns wurde bewusst, wie spannend es ist, überhaupt Teil einer Familie zu sein. ○



Stephan Lichtensteiger (*1958) hat eine Theatervergangenheit und ist vor allem zuständig für Konzeption, Drehbuch, Inszenierung und Medienproduktion. Ein Lehrauftrag für Improvisation und Projektentwicklung an der Hochschule der Künste Bern ergänzen die gestalterischen Projekte.

Beat Gugger (*1960) ist freier Ausstellungskurator und erarbeitet Projekte zu gesellschaftlichen, kulturhistorischen und freien Themen in Museen und Ausstellungsinstitutionen in der Schweiz, Deutschland, Österreich und Südtirol. Ein Themenschwerpunkt liegt bei der Beziehung der Menschen zum Alpenraum und zu Fragen des Alltags.

Ende gut, alles gut?

Die Kernfamilie aus Vater, Mutter, Kind galt lange als Befreiung. Jetzt stösst das Modell an seine Grenzen, weil Politik und Familien an ihren Idealen scheitern.

Judith Luig

Je älter meine Grossmutter wurde, desto schwieriger wurde es, sie zu besuchen. Mit über neunzig Jahren war es kaum mehr möglich, einen Termin bei ihr zu kriegen. Nicht, weil sie zu gebrechlich geworden wäre oder zu schrullig. Sie hatte einfach zu viele Verpflichtungen. «Ich würde mich schrecklich freuen, wenn du kämest, Liebelein», sagte sie jeweils am Telefon. «Aber morgen müssen die Eia und ich bei der Berti Fenster putzen, mittwochs besuche ich die Mimi, am Donnerstag kommt die Fine.» – «Was machst du denn am Samstag?» – «Ich rufe dich an, wenn ich Zeit habe.»

Von der Gross- zur Kernfamilie

Die Berti, die Eia, die Fine, die Trudi, die Gerti. Meine Grossmutter hatte einen unerschöpflichen Schatz an Schwestern. Als Kinder verwechselten wir sie ständig, obwohl jede in der Erinnerung der Familie ein besonderes Attribut hatte. Die eine galt als wunderschön, eine andere hatte sehr vorteilhaft geheiratet, eine dritte war beruflich erfolgreich. Wenn wir bei unserer Grossmutter in den Ferien waren, sassen sie auf den Biedermeier-Sesseln im Damenzimmer und tranken Tee mit Rum und erzählten sich Familiengeschichten, vom Verlieben und Sichtrennen, von Reichtum, Armut und Skandalen. Alle hatten sie geheiratet und fast alle eine unüberschaubare Anzahl an Kindern und Enkeln bekommen.

Das Leben meiner Grossmutter mütterlicherseits spielte sich fast ausschliesslich in ihrer – meist weiblichen – Grossfamilie ab.

Die kriegsbedingten finanziellen Engpässe hatten sie noch enger zusammengebracht: Als die eine Familie ihre Wohnung verloren hatte, zog sie bei der anderen ein. Auch später hielten sie sich die Treue. Meine Grossmutter fuhr nicht in die Ferien, sie fuhr zu Nichten oder Cousinen. Dass wir als Kernfamilie abends in ein Restaurant essen gingen, erheiterte sie. Was für eine verrückte Idee! Man könnte doch auch Verwandte besuchen.

Meine beiden Schwestern und ich wuchsen anders auf. Wir waren eine Familie unserer Zeit, eine Kernfamilie: Vater, Mutter, drei Kinder. Wir konzentrierten uns auf uns. Unsere Tanten und Onkel lebten in anderen Städten, ihr Leben schien uns fern. Wenn neue Menschen in unser Leben kamen, dann waren es Freunde, die wir fanden, oder Kollegen, die wir bei der Arbeit kennenlernten. Sie alle hatten wir uns selbst ausgesucht.

Lange Zeit lebten wir gut mit unserem Familienmodell. Irgendwann aber brauchten meine Eltern im Alter Hilfe. Unsere Tochter kam auf die Welt und wir waren als Eltern auf Unterstützung angewiesen. In dieser Zeit machte ich zum ersten Mal eine interessante Erfahrung. Nicht meine Freunde, nicht meine Kollegen waren diejenigen, auf die ich mich am meisten verlassen konnte. Es waren Mitglieder meiner erweiterten Familie, die halfen. Das Netzwerk, das meine Grossmutter einst aufgebaut hatte, blieb intakt, auch in der nächsten Generation. Und uns, als Teil davon, kam es zugute.



Hanna Nitsch,
Generation Z3 #1, 2022.
Tusche auf Papier.

Mit meiner eigenen Familiengeschichte im Sinn las ich im amerikanischen *Atlantic* einen Essay des Publizisten David Brooks. Die Idee der Kernfamilie, schrieb er, sei ein Fehler gewesen, gewissermassen ein historischer Irrtum. In dem Text heisst es: «Die Familienstruktur, die wir ein halbes Jahrhundert als kulturelles Ideal angesehen haben, hat sich für viele als katastrophal herausgestellt.» Profitiert hätten von der Idee – Vater, Mutter, zwei Kinder – nur die sozial privilegierteren Eltern, die Nannys, Haushaltshilfen und Nachhilfelehrer einstellen können. Nicht aber ihre Kinder und schon gar nicht die sozial schwächeren Familien.

Ein historischer Irrtum?

Brooks schreibt weiter: «Wir haben das Leben der Erwachsenen verbessert und das der Kinder verschlechtert. Wir haben uns wegbewegt von den grossen, untereinander verbundenen und erweiterten Familien, die dabei geholfen haben, die Schwächsten vor den Schwierigkeiten des Lebens zu bewahren, hin zu kleineren, isolierten Kernfamilien (ein verheiratetes Paar und ihre Kinder), die den Privilegierteren der Gesellschaft Raum geben, ihre Talente auszubauen und ihre Möglichkeiten zu erweitern.» Die Kernfamilie, so Brooks, habe in den USA für die sozial Schwachen vor allem zu Einsamkeit und Armut geführt. Es sei Zeit, sie zu überdenken.

Spontan musste ich zustimmen. Hatte nicht auch ich die Erfahrung gemacht, dass in schwierigen Zeiten die Grossfamilie für Stabilität stand? Ich fragte mich, ob die These auf Europa übertragbar sei. Die Gesetze für Scheidungen und Trennungen sind in den USA etwas anders geregelt als in der Schweiz. Männer stellen sich nach der Trennung meist besser, während Frauen und Kinder durch eine Scheidung häufiger in die Armut abrutschen. In der Schweiz sind Alleinerziehende bei Weitem nicht optimal, aber zumindest besser geschützt als in den USA.

Zahl der Alleinerziehenden steigt

Die meisten Befunde von Brooks treffen jedoch auch auf unser Land zu. Auch hier ist die Kernfamilie weiterhin das Ideal, nach dem die meisten Menschen streben. Und auch hier scheitern immer mehr Menschen daran, das Ideal zu erfüllen. Die Zahl der Alleinstehenden steigt auch bei uns. Im Jahr 2021 machten die Einelternhaushalte 16 Prozent der Familienhaushalte mit Kindern aus. Ihr Anteil hat sich zwischen 1997 und 2021 mehr als verdoppelt. Zugleich leben vor allem im Alter immer mehr Menschen allein. Die Zahl der Einpersonenhaushalte hat sich seit 1970 verdreifacht, die Haushalte ohne Kinder verdoppelt.

Das Modell der Kernfamilie entwickelte sich Anfang des 20. Jahrhunderts in der westlichen Welt weitgehend ähnlich. Es ist also erst seit kurzer Zeit populär.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Sterblichkeitsrate noch so hoch, dass viele Menschen eine zweite oder dritte Ehe eingingen. Viele Familien waren rund um ein Geschäft organisiert, bei dem mehrere Menschen mitarbeiten mussten. Bäcker, Müller, Schmiede – all diese Berufe funktionierten nur als Familienbetrieb. Vor der Industrialisierung hätte eine Familie, in der nur ein Vater Geld erwirtschaftet und eine Mutter den Haushalt betreibt, kaum überleben können.

Weniger Familienmitglieder, mehr Intimität

Anfang des 20. Jahrhunderts lebten noch durchschnittlich mehr als vier Personen in Haushalten. Die Zahl sank bis in die Sechzigerjahre auf rund drei Personen, heute besteht ein Haushalt aus durchschnittlich zwei Personen. Die Familien reduzierten sich mehr und mehr auf einen Kern aus Eltern und Kindern. Das Ideal der vergangenen Jahrzehnte entstand: Eine geringe Zahl an Kindern und zwei Eltern, die genug Zeit haben, sich der Erziehung zu widmen.

Das Leitbild dieser neuen Kernfamilie war die «Gefühlsgemeinschaft», wie es die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim formulierte. Im Zentrum standen Zuwendung und Intimität, sagt der Soziologe Johannes Huinink von der Universität Bremen. «Unter den einzelnen Familienmitgliedern gibt es eine <dialogische Beziehung>, also eine Beziehung, in der es keine Instrumentalität geben sollte. Man begegnet dem Anderen als dem Anderen, das bietet eine emotionale Qualität, die sonst nur schwer herzustellen ist.» Die Kernfamilie komme der Natur des modernen Menschen entgegen. Huinink sagt: «Wir werden immer versuchen, soziale Zusammenhänge zu schaffen, in denen wir einfach als Person anerkannt werden.»

In den späten Fünfziger- und Sechzigerjahren war die Kleinfamilie für viele Menschen eine Befreiung. Anders als früher ging es bei der Familiengründung nicht mehr darum, die Grossfamilie zu stärken oder Besitzstände zu wahren. Was zählte, war die individuelle Entscheidung von jungen Männern und Frauen. Der wirtschaftliche Aufschwung machte es immer mehr Familien möglich, sich aus den Zwängen ihrer Grossfamilien zu befreien und einen eigenen, selbstbestimmten Haushalt zu gründen. Meist entstanden diese Haushalte in den neu gebauten Miethäusern in der Stadt, die nun ausgerichtet waren auf die vierköpfige Familie. Andere zogen in ihr Eigenheim in die Agglomeration. «Das Arbeitsteilungsmodell war in gewisser Hinsicht optimal», sagt der Soziologe Huinink. «Produktion und Haushalt waren getrennt. Der eine Elternteil verliess tagsüber die

Familie, der andere übernahm die Kinder und die Erziehung. Eine Zeit lang fühlten sich die meisten Menschen vermutlich wohl in diesem Modell.»

Doch im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts kam dann auch politisch einiges ins Rollen. In dem seit 1907 fast unveränderten Schweizerischen Zivilgesetzbuch wurde durch die Einführung des Frauenstimmrechts 1971 eine Reihe von Revisionen ausgelöst. Im Jahr 1973 trat das neue Adoptionsrecht in Kraft, 1976/1978 die Revision des Kindesrechts, das die Gleichstellung nichtehelich geborener mit ehelich geborenen Kindern einführte, was einen Legitimationsverlust der Ehe bedeutete. Dank der Reform des Eherechts im Schweizer Familienrecht wurde 1988 der Schritt zur formalen Gleichstellung von Frau und Mann vollzogen.

Die Kleinfamilie in der Krise

Durch diese Neuerungen geriet die Familienstruktur mit der Mutter im Haus und dem Vater im Berufsleben zunehmend in die Kritik. Der Wunsch nach Emanzipation wurde lauter. Wer welche Rechte oder Pflichten hatte, war jetzt Teil von Verhandlungen – gesellschaftlichen und politischen wie auch privaten. Unter Druck setzten die Kleinfamilie auch wirtschaftliche Zwänge: Das Wirtschaftswunder war vorbei, neue Produktionsverfahren verringerten die Zahl der benötigten Arbeiter, die Arbeitslosenzahlen stiegen und die Einkommen sanken. Frauen mussten wieder arbeiten. Und viele wollten auch.

Seither begannen die Sichtweisen von Frauen und Männern auseinanderzugehen, schreibt die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim. «Während die Lebenspläne der Frauen schnell neue Formen annahmen, änderten sich die Lebenspläne der Männer längst nicht im selben Tempo und Ausmass.» Die Männer, so stellte der Ehemann von Elisabeth Beck-Gernsheim, der Soziologe Ulrich Beck, 1986 fest, zeigten «verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre». Die einen wollten neue Rollen, die anderen blieben in ihren alten verhaftet. Die Kleinfamilie geriet in die Krise.

In dieser Zeit, schreibt Elisabeth Beck-Gernsheim, entstand eine Individualisierung von Wünschen, die zu Spannungen, Enttäuschungen und Vorwürfen unter den Partnern führten. In der Folge gab es in Schweizer Familien mehr Trennungen und Scheidungen. Wurde rein rechnerisch betrachtet in den Sechzigerjahren kaum jede zehnte Ehe geschieden, war es zum Jahrhundertwechsel fast jede zweite. Die Scheidungsquoten sind seither zwar wieder leicht gesunken. Doch noch immer wird statistisch rund jede dritte Ehe wieder getrennt. «Was folgt auf die Familie?», fragte Beck-Gernsheim schon 1998 in ihrem zentralen Werk über die Familienforschung.

Was kommt nach der Grossfamilie meiner Kindheit und der Kernfamilie, die zunehmend verschwindet? Womöglich immer noch die Familie. Wir müssen uns nur trauen, sie auch so zu nennen.

Rund 30 Jahre später ist die Frage noch immer aktuell. Man kann sie wie der Publizist Brooks beantworten, der die einzige Chance in der radikalen Abkehr von der traditionellen Familie sieht, die auf Biologie und Tradition beruht. Die US-Gesellschaft werde nur dann gerechter, wenn sie neue, alternative Familienformen hervorbringe, schreibt er in seinem *Atlantic*-Essay. Brooks denkt dabei an verschiedene Gruppen von Menschen – Freunde, Bekannte –, die sich zu Netzwerken zusammenschliessen, einander verpflichten und füreinander sorgen. Ähnlich wie einst in der verloren gegangenen Grossfamilie.

Neue Normalität, neue Chancen

Eine andere Antwort könnte in einem Familienalltag liegen, der längst existiert. In der Schweiz haben sich viele Familien in den vergangenen Jahrzehnten selbst reformiert. Sie haben neue Familienmodelle und Netzwerke aus Menschen entwickelt, ganz so, wie es die Soziologin Beck-Gernsheim vorausgesehen hatte: «Anders, mehr, besser, die Verhandlungsfamilie, die Wechselfamilie, die Vielfamilie, die aus Scheidung, Wiederverheiratung, Scheidung, aus Kindern deiner, meiner, unserer Familienvergangenheiten hervorgegangen ist.» Laut Schätzungen leben heute etwa acht Prozent aller Familien in der Schweiz als Patchwork-Familie.

Im Stillen hat sich längst eine andere, neue Familiennormalität entwickelt. Man kann sie sehen, wenn man am Wochenende mit dem Zug fährt und auf die vielen Väter und Mütter trifft, die zu ihren Kindern in anderen Städten pendeln. Fast jeder hat heute gleich mehrere Patchwork-Familien in seinem Bekanntenkreis, wenn er nicht gleich selbst das Modell lebt. Die neue Normalität hat für diese Familien neuen Stress und neue Chancen geschaffen – vor allem aber mehr Komplexität. Und auf diese Komplexität müsste die Politik reagieren: mit flexibleren Regelungen, die dem Alltag der Familien Rechnung tragen.

Doch das ist nicht der Fall. Stattdessen ist das, was Familie ist und sein soll, noch immer ein politischer Kampf. Oft wird er bis heute auf dem

Rücken derer ausgetragen, die nicht dem Ideal der alten Kernfamilie entsprechen. Zwar gab es immer wieder kleinere Reformen des Familienrechts. Doch die grossen Siege mussten sich Familien immer selbst erstreiten.

Ein Kind kann nur zwei Eltern haben

Wie auf kaum einem anderen Feld hinkte bislang die Familienpolitik der Realität hinterher. Erst seit dem 1. Juli 2022 ist es homosexuellen Paaren hierzulande möglich zu heiraten. Dadurch ist es ihnen auch erlaubt, das Kind des Partners oder der Partnerin zu adoptieren, zum Beispiel, wenn ein Partner ein Kind in die Beziehung mitbringt. Zudem können homosexuelle Paare neu gemeinsam ein Kind adoptieren.

Immer noch unverändert ist die Tatsache, dass Vater, Mutter und zwei Kinder als Familiennorm gelten. Das Gesetz hält daran fest, dass ein Kind nur zwei Eltern haben kann. Es ignoriert die neuen Familienmodelle, die überall entstehen. Die Regenbogenfamilien, in denen gleichgeschlechtliche Paare – mal allein, mal gemeinsam mit dem biologischen Vater oder der Mutter – Kinder grossziehen. Die Menschen, die sich nur über gemeinsamen Kinderwunsch finden. Die Patchwork-Familien, die gemeinsam versuchen, als Familie zu bestehen. Sozial sind sie alle längst gleichgestellt, nur rechtlich nicht.

Was kommt nach der Grossfamilie meiner Kindheit und der Kernfamilie, die zunehmend verschwindet? Womöglich immer noch die Familie. Wir müssen uns nur trauen, sie auch so zu nennen. ○



Judith Luig (*1974) war lange Jahre Autorin der Wochenzeitung *Die Zeit*. Dieser Essay war Teil eines umfassenden Online-Dossiers.

«Die Bilderbuchfamilie ist eine Fiktion, sie ist immer gewesen»

Wie lässt sich Familie neu erfinden?

Ein Gespräch von Feministin *Jana Hensel* und Kulturwissenschaftler *Andreas Bernard*, wohin die Reise führen könnte.

Gesprächsleitung: *Svenja Flasspoehler*

Frau Hensel, Herr Bernard, gibt es die glückliche Familie als erstrebenswertes Ideal überhaupt noch – oder ist sie gescheitert?

Hensel: Wir sollten den Begriff des Scheiterns nicht mehr verwenden! Familien zerbrechen, aber sie scheitern nicht. Sie dürfen, wenn es Kinder gibt, nicht scheitern, sondern müssen sich verändern, sich in anderer Form neu zusammensetzen. Patchwork eben. Sie müssen durchlässig sein und genau dadurch wieder an Stabilität gewinnen. Ich lebe seit drei Jahren in so einer Patchworkfamilie, weil ich mit dem Vater meines Kindes nicht mehr zusammen bin. Um es klar zu sagen: Niemand beendet leichtfertig eine Beziehung. Aber dass Männer und Frauen heute die Möglichkeit haben, sich zu trennen, halte ich für einen grossen zivilisatorischen Fortschritt. Warum sollte man mit einem Menschen den Rest seines Lebens zusammenbleiben, nur weil man mit ihm Kinder bekommen hat? Ich weiss nicht, wie viele tatsächlich funktionierende Paare es unter denjenigen gibt und gegeben hat, die ihr ganzes Leben miteinander verbringen.

Bernard: Jahrzehntelange Ehe ist sicher nicht gleichbedeutend mit jahrzehntelanger Glückseligkeit, sondern oft eher mit dem Fehlen anderer Optionen. Die Fiktion der bürgerlichen Familie war von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1968 relativ stabil. Es gab die klare Erwartung, sich als Familie über Generationen zu definieren, Traditionen fortzuführen. Dass eine Familie zerbrach, war bis in die 1970er-Jahre hinein nicht vorgesehen. Aus der Überblendung von Wunsch und Angst, Intimität und Fremdheit ist mit der Zeit aber ein recht explosives Gemisch entstanden. Eines der wichtigsten Leitkonzepte der Psychoanalyse, der

Ödipuskomplex, macht das ja deutlich. Heranwachsen in einer Familie heisst laut Freud: den Vater töten und mit der Mutter schlafen wollen. Es geht also um diese plüschige Enge, in der man sich zurechtfinden muss.

Hensel: Fiktion ist ein sehr wichtiges Stichwort. Die heile Familie, die Bilderbuchfamilie, ist eine Fiktion, sie ist es immer gewesen. Alle grossen Familienromane von *Madame Bovary* über *Anna Karenina* bis Jonathan Franzens *Korrekturen* erzählen von Fassaden und ihren Schatten. Alle ringen darin mit Enge und Determination, wollen ausbrechen, schaffen es nicht. Ich als Getrenntlebende muss heute sagen, dass es sicher auch unser Fehler war, dass wir uns in der Partnerschaft nicht stärker um unsere Freiheit gekümmert haben. Heute würde ich Paaren raten, in ihre Familien mehr Patchwork-Elemente zu integrieren. Damit meine ich nicht: Beträgt euch! Geht fremd! Sondern: Lasst los! Gesteht euch wechselseitig Freiheit und Unabhängigkeit zu! Findet neue Formen!

Bernard: Ohne jetzt in irgendeiner Form therapeutische Ratschläge absondern zu wollen: Vielleicht kommt man ja mit dem Begriff der «Abkühlung» weiter als Gegengift zur erwähnten Tendenz der Überhitzung in engen, stickigen Familienräumen. Die meisten kennen das aus ihrem Umfeld: Je heisser die Beschwörungen des perfekten Zusammenlebens bei jungen Familien ausfallen, je ausgefeilter die Pläne für die Einbauküche und das Haus am See, desto grösser die Gefahr der schnellen Trennung.

Hensel: Ich halte Abkühlung für einen schwierigen Begriff, weil er nach Gleichgültigkeit klingt. Eher geht es darum, den Mut zu haben, immer wieder alles neu zu verhandeln, Entwicklungen zuzulassen. Es geht daher,



Was Familie ist, wird in immer stärkerer Masse von den Menschen selbst gestaltet.

JANA HENSEL

meine ich, viel eher um ein Bewusstsein von Nähe und Distanz. Also um die Frage: In welchen Momenten will ich zuständig sein, was kann ich leisten für meinen Partner, für mein Kind, für die Familie – und was kann ich nicht leisten? Eine Beobachtung: Frauen neigen dazu, im Innenraum alles bestimmen zu wollen. Sie diktieren ihren Männern, wie sie leben sollen, wie die Wohnung auszusehen hat, was es zum Abendbrot gibt, was die Kinder anziehen. Die Patchworksituation erfordert von mir als Mutter: Wenn der Vater das Kind abholt, bin ich draussen, er allein ist nun zuständig. Ich musste lernen loszulassen, den Vater komplett zu autorisieren.

Bernard: Gerade im Hinblick auf die Geschlechterrollen ist es immer wieder wichtig, sich klarzumachen, dass die Dinge nicht einfach vorhanden sind, sondern eine Geschichte haben. Heute halten wir das Verhältnis einer jungen Mutter zu ihrem Säugling, den sie selbst stillt, für eine derart enge, natürliche Beziehung, dass wir ihm gar keine Geschichte zugestehen. In einem Buch wie *Mutterliebe* von Élisabeth Badinter kann man aber nachlesen, dass Frauen ihre Kinder bis ins späte 18. Jahrhundert hinein sofort nach der Geburt zu einer Amme gegeben haben. Sie zitiert, wenn ich mich richtig erinnere, eine Statistik aus der Stadt Lyon, in der um das Jahr 1770 von 20 000 Neugeborenen über 19 000 zu einer Amme kamen. Ihr Kind gesehen haben die Mütter in der Regel erst nach drei Jahren.

Hensel: Die kindliche Seele im 18. Jahrhundert ist aber eine wenig erforschte Realität, nicht? Wir wissen nicht, ob diese Kinder im Alter von 25 Jahren glückliche Menschen in unserem heutigen Sinne waren. Wir reden da ja über ein vorpsychologisches Zeitalter.

Bernard: Klar. Ich möchte nur sagen: Die Freiheit, von der Sie sprechen, muss vor dem Hintergrund unserer Geschichte betrachtet werden und den Ideologien, die unser Verständnis von Familie immer

noch tragen. Diese Ideologien zeigen sich zum Beispiel im Umgang mit der Reproduktionsmedizin: Die Argumente, mit denen Rousseau vor 250 Jahren gegen das Ammenwesen gewettert hat, tauchen heute sehr ähnlich in den Ressentiments gegen die Eizellspende auf. Aus dem Gift der fremden Milch ist das Gift der fremden Gene geworden.

Die Reproduktionsmedizin ist Gegenstand Ihrer Studie Kinder machen. Sie zeigen, wie diese Techniken unsere althergebrachten Vorstellungen von Familie infrage stellen, eine neue Verwandtschaftsordnung etablieren.

Bernard: Trotz der anhaltenden Vorbehalte wirkt die Reproduktionsmedizin immer tiefer in die Realität heutiger Familien hinein. Im 21. Jahrhundert sind sehr viele Menschen zur Familienbildung in der Lage, die noch vor 30 oder 40 Jahren keine Chance hatten, eigene Kinder zu bekommen. Unfruchtbare Paare, alleinstehende Frauen, gleichgeschlechtliche Paare, ältere Paare sind der Natur nicht länger ausgeliefert, wir haben es gewissermassen mit einer Demokratisierung der Familienmöglichkeiten zu tun. Was natürlich auch dazu führt, dass Kategorien wie «Entsagung» oder «Verzicht» nicht mehr vorgesehen sind. In den Romanen des späten 18. und 19. Jahrhunderts gibt es immer die Figur des Entsagenden. Ihre grosse Liebe ist schon gebunden oder kommt aufgrund sozialer Bedingungen nicht infrage, also muss sie die Situation ertragen. Diese Option ist völlig verschwunden. Jeder hat heute das Recht auf grösstmögliche Glückseligkeit – und offenbar verbinden wir dieses Glück, trotz aller Erosionen, immer noch mit der Familie.

Hensel: Aber die Frage ist doch, mit welcher Familie? Welche Art von Familie wollen wir? Wollen Homosexuelle wirklich das bürgerliche Ideal kopieren oder zwingen wir sie dazu? Schliesslich gibt es nach wie vor kein

Ich würde Paaren raten, in ihre Familien mehr Patchwork-Elemente zu integrieren. Damit meine ich nicht: Betrügt euch! Geht fremd! Sondern: Lasst los! Gesteht euch wechselseitig Freiheit und Unabhängigkeit zu! Findet neue Formen!

JANA HENSEL

anderes Modell, das so sehr angepriesen wird. Warum eigentlich? Genau darum geht es doch: Wir müssen andere Modelle finden und aufwerten. Denn: Was bedeutet die klassische, urbane Kleinfamilie inzwischen im Kern? Sie bedeutet Einsamkeit. Mama, Papa, Kind. Die klassische Familie ist ein Einsamkeitsmodell geworden! Die grösste Herausforderung liegt für mich, Patchwork hin oder her, darin, Gemeinschaft zu organisieren. Ich bitte andere Menschen zu meiner Familie hinzu, erweitere den Kreis, bilde neue Strukturen. Eine Patchworkfamilie kann im besten Fall eine Grossfamilie sein, die sich keineswegs nur über leibliche Verwandtschaft definiert und natürlich auch nicht nur dem reinen Wunsch entspringt.

Bernard: Die Reproduktionsmedizin nimmt ja eine ähnliche Funktion ein. Nicht umsonst trat sie genau zu jenem Zeitpunkt auf den Plan, als die Familie ihre grösste Krise erlebte. Nach 1968 riefen Psychologen und Soziologen das Ende der Familie aus, und was geschah? 1971 entstand die erste offizielle Samenbank, 1976 die erste öffentlich gesuchte, bezahlte Leihmutter, 1978 wurde Louise Brown geboren, das erste IVF-Baby. Man kann also sagen, dass genau die Verfahren, die den Kreis der Familie erweiterten, die Krise abgefedert und ein symbolisch am Boden liegendes Modell wieder mit Leben gefüllt haben.

Aber inwiefern erweitert ein Samenspender wirklich den Kreis der Familie? Beschränkt sich seine Funktion nicht rein auf die Spende?

Bernard: Früher war das sicher so. Die Samenspende eines Dritten gibt es ja schon seit den 1930er-Jahren, doch bis in die 1980er-Jahre hinein war es ein vollkommenes Tabu, dass die Identität des Spenders in irgendeiner Weise bekannt wird. Anfang der 1980er-Jahre sind dann zwei Sachen passiert. Erstens sind die ersten Samenbanken für lesbische Paare in Kalifornien eröffnet worden. In dieser Konstellation, mit zwei Müttern, konnte die Rolle des Dritten natürlich nicht länger vertuscht werden. Zweitens wurde die Krankheit HIV bekannt, was dazu führte, dass die Spenden von nun an archiviert und untersucht werden mussten und die Identität der Spender damit festgehalten wurde. Auf diese Weise hat der Samenspender eine immer offenere Bedeutung gewonnen. Mittlerweile ist es in den meisten Ländern so, dass eine anonyme

Samenspende überhaupt nicht mehr erlaubt ist. Die Kinder haben ein Recht darauf, diesen Mann kennenzulernen, was viele auch in Anspruch nehmen. Nicht, weil sie eine Vater-Kind-Beziehung wollen, sondern weil sie wissen wollen, wer das ist, wo sie selbst herkommen. In Amerika gibt es seit 15 Jahren ein Register, in dem etwa 80 000 Kinder, die durch Samenspende gezeugt worden sind, ihre Daten hinterlegt haben, um Halbgeschwister zu finden.

Hensel: Sehr interessant. Selbst bei der leiblichen Verwandtschaft besteht also die Freiheit der Wahl: Will ich mit dir etwas zu tun haben – oder will ich nicht? Will ich mit dir wirklich eine Familie sein oder ignoriere ich den gemeinsamen Vater? Was Familie ist, wird in immer stärkerer Masse von den Menschen selbst gestaltet: Das verbindet die Reproduktionsmedizin mit der Patchworkfamilie. Niemand definiert mehr für mich, was meine Familie ist. Das tue ich selbst!

Bernard: Ja, man könnte sogar grundsätzlich vom Verschwinden des «Gegebenen» in der Gegenwart sprechen. Lange Zeit war zum Beispiel die Familie das Gegebene. An dieser Basis hat man sich geliebt. Man hat sie zum Teil vielleicht geschätzt, zum Teil aber auch verachtet. Und man hat versucht, auf dieser Basis das eigene, freie, selbstbestimmte Leben zu realisieren. Heute ist Familie, wie Sie sagen, häufig eine Praxis ohne Gegebenheiten.

Aber kann man die Familie wirklich beliebig gestalten? Was ist beispielsweise, wenn in einer Patchwork- oder Samenspenderfamilie Kinder den sozialen Vater nicht akzeptieren, sondern sich nach dem leiblichen, abwesenden sehnen?

Hensel: Natürlich gibt es diese Sehnsucht, aber man muss sich das Problem bewusst machen und nach einer Lösung suchen. Oder sich eingestehen, dass es keine Lösung gibt, und wenn es keine gibt, darüber sprechen. Wo feiern wir Weihnachten? Wer wird zum Geburtstag eingeladen? Es gibt ständig Redebedarf. Welche Interessen und Möglichkeiten liegen auf dem Tisch? Wie kann ich verhindern, dass Spannungen entstehen? Das alles lässt sich nicht theoretisch lösen, sondern nur Tag für Tag neu, in der Praxis.

Bernard: Es wäre tatsächlich falsch, wenn man kategorisch sagen würde, dass blutsverwandtschaftliche Faktoren eine immer geringere Rolle spielen und

Aus der Überblendung von Wunsch und Angst, Intimität und Fremdheit ist mit der Zeit im Familienkonzept ein recht explosives Gemisch entstanden.

ANDREAS BERNARD

das Soziale immer wichtiger wird. In den 1980er- und 1990er-Jahren gab es ja aus einer poststrukturalistischen Theorettradition heraus die Tendenz zu behaupten: Diese neuen Familienkonstellationen zeigen in der Praxis, was wir theoretisch ohnehin immer sagen! Es gibt keine Biologie mehr, keine Genetik, alles ist Text, was einzig zählt, ist der Vertrag – Papier ist dicker als Blut! Das stimmt aber nicht. Es ist sehr deutlich zu beobachten, dass der genetische Faktor von Elternschaft auch und gerade für die Kinder eine Rolle spielt, die per Samenspende gezeugt wurden. Das ist aber kein Argument gegen Reproduktionsmedizin oder auch Patchwork, man muss eben, wie Jana Hensel sagt, damit umgehen, Realität und Sehnsucht zu vermitteln.

Hensel: Wir neigen dazu, bei neuen, ungewöhnlichen Familienkonstellationen sofort den Finger auf die Wunde zu legen. Guck, da liegt der Fehler im System. Wenn es in klassischen Konstellationen zu Schwierigkeiten kommt, liegt der Fehler immer bei den Individuen. Aber was, wenn es genau umgekehrt wäre?

Bernard: Tatsächlich gibt es ja sehr klar benennbare Probleme, die eher in den althergebrachten als in den neuen Familienformen auftauchen. Wie viele Kinder in traditionellen Verhältnissen wurden ungewollt oder sogar gegen den eigenen Willen der Beteiligten gezeugt, man denke an die viel zitierte «eheliche Pflicht». Durch In-Vitro-Fertilisation, könnte man sagen, ist zumindest noch niemand zufällig schwanger geworden.

Ich bin mir nicht sicher, ob Denker wie Michel Foucault Ihren Optimismus teilen würden. Liegt in der Verabschiedung des Gegebenen und der Aufwertung der menschlichen Gestaltungsmacht nicht auch eine Gefahr?

Bernard: Ich hatte jetzt nicht den Eindruck, dass ich hier übermäßig optimistische Einschätzungen vorgebracht habe. Zweifellos ist die Rede von Freiheit und Gestaltungsmacht höchst ambivalent. Denken Sie etwa daran, dass man heutzutage kaum noch kleine Kinder mit bestimmten Beeinträchtigungen wie der Trisomie 21 sieht, dem Downsyndrom. Vor ein paar Tagen hat mir der Leiter einer Behindertenwerkstatt erzählt, dass er immer grössere Probleme hat, seine freien Plätze mit Kindern zu besetzen.

Die Träume der eugenischen Theoretiker im frühen 20. Jahrhundert sind im Grunde Wirklichkeit geworden, mit dem Unterschied allerdings, dass man heute dazu kein autoritäres Regime mehr braucht. Wir haben, wiederum mit Foucault gesprochen, die Macht internalisiert, verinnerlicht. Das ist die Kehrseite dessen, dass wir unser Leben immer freier gestalten können.

Hensel: Sicher. Das aber mindert nicht die enormen Chancen, die in den neuen Formen stecken. Stellen wir uns die Familie doch nur einen Augenblick als wirklich lebbarer Raum vor. Was wäre das für eine Zukunft, wenn wir tatsächlich in glücklichen Familien leben könnten! In Familien, in denen alle Teilnehmer füreinander eintreten, ohne sich zu begrenzen. Da ist mir völlig egal, wie sie von aussen aussehen. ○



©Dominik Bützmann



©Andreas Labes

Jana Hensel (*1976) wurde mit ihrem Porträt einer jungen ostdeutschen Generation *Zonenkinder* bekannt. 2018 schrieb sie gemeinsam mit Wolfgang Engler das Buch *Wer wir sind. Die Erfahrung, ostdeutsch zu sein*. Das Werk stand wochenlang auf der *Spiegel*-Bestsellerliste. 2019 wurde Jana Hensel in Deutschland als Kulturjournalistin des Jahres ausgezeichnet.

Andreas Bernard (*1969) ist Professor am Center for Digital Cultures an der Leuphana Universität Lüneburg. Er promovierte 2005 über die Kulturgeschichte des Fahrstuhls und hat sich in zahlreichen Büchern mit digitaler und heutiger Lebenskultur beschäftigt.

Dieses Gespräch erschien ursprünglich im deutschen «Philosophie Magazin».

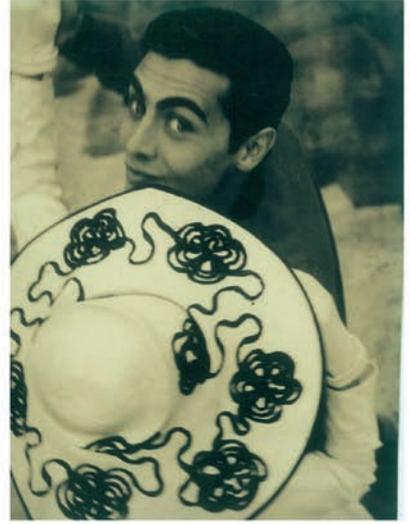
LA FAMIGLIA

Das Fotoalbum von Beny Steiner

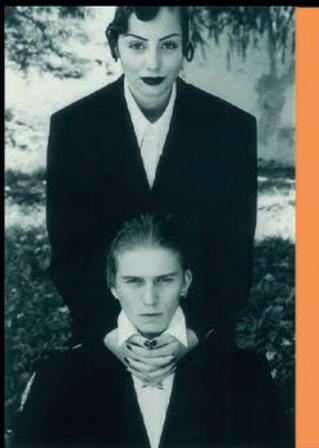


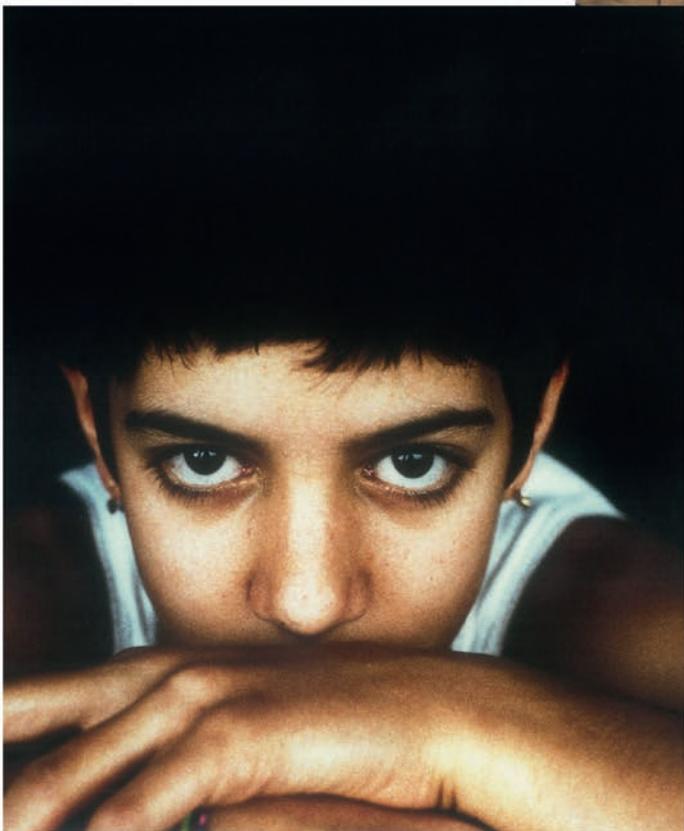
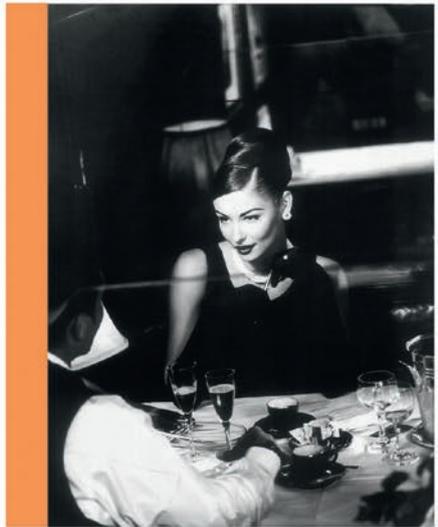
Die Welt ist ihr Wohnzimmer und die Menschen, die ihr darin begegneten oft wie Bruder und Schwester. Fotografin Beny Steiner, geboren 1950 in Klosters GR, hat ein viel zu grosses Herz, um dieses ausschliesslich ein paar Auserwählten zu öffnen. Das zeigt sich auch in ihrem Schaffen. Eigentlich dreht sich dieses oft um Designermode, die sie für Hochglanzmagazine festzuhalten hatte: Doch Begegnungen waren ihr stets wichtiger. Beny Steiner zeigt ihre Modelle, so wie wir uns frühmorgens – en famille – am Küchentisch begegnen. Unverblümt, echt, direkt. Auf gekünsteltes Brimborium verzichtet sie, in ihren Alltagsszenen ist aber stets etwas Theatralik zu finden.

Intimität zieht sich wie ein roter Faden durch das Schaffen dieser Frau, die erst Modell, Stylistin und Salvador-Dalí-Muse war, bevor sie autodidaktisch zur Fotografin wurde. Viele der Fotografien entstanden tatsächlich in den Stuben ihrer Familie oder Freunde. Häufig stellte sie ihre Liebste gleich selbst vor die Kamera. Beny Steiner lebt seit 2018 in Scuol. Inmitten einer bunten Gemeinschaft, ihrer ureigenen Famiglia. ○











Preis des Glück

Freiheit oder Familie? Erfolg oder Erziehung?
Das Familienglück steht mächtig unter Druck –
und in Konkurrenz mit tausenderlei anderen
gehbaren Wegen.

Tobias Haberl

Ein bisschen Arbeit, ein bisschen Feiern, ein bisschen Sport, ein bisschen Reisen, ein bisschen Erholung: Wer jetzt auch noch Kinder haben möchte, sollte unbedingt balancieren können. Ich bin 38 Jahre alt. Ich habe keine Kinder. Ich muss nichts, also wirklich gar nichts unter einen Hut bringen. Meine Wochenenden bestehen aus 48 Stunden freier Zeit. Ich kann, sofern ich das möchte, jede Nacht durch- und jeden Morgen ausschlafen. Ich kann verreisen, wann und wohin und so lange ich will. Work-Life-Balance – so nennt ihr das doch – betrifft mich nicht. Natürlich bin ich nicht frei, aber es geht mir gut, und es könnte ewig so weitergehen.

Soll es aber nicht. Weil ich Kinder will. Nicht morgen, aber in ein, zwei Jahren, so genau nehme ich es nicht. Ich möchte Vater werden, eine kleine Familie, einen Sohn oder eine Tochter haben, obwohl mir in meinem Leben überhaupt nichts fehlt – ich halte das für eine sehr gute Voraussetzung. Und deswegen beobachte ich seit einiger Zeit Menschen, die Kinder haben, also Eltern, sehr genau. Worüber sprechen, worüber jammern sie? Wirken sie gestresst oder glücklich? Zerrissen oder zufrieden? Lieben sie ihre Kinder oder dekorieren sie sich nur mit ihnen? Und wer kümmert sich wirklich, wenn es drauf ankommt: die Mutter oder der Vater? Ganz ehrlich: In meinem Umfeld, das (behauptet es zumindest) eher nicht konservativ ist, sind es vor allem die Mütter. Natürlich halten mir Freunde dauernd Handyfotos ihrer Kinder ins Gesicht; natürlich erzählen sie mir vom kleinen, warmen Glück, abends ins Kinderzimmer zu schleichen für eine Gutenachtgeschichte, einen Blick, eine Berührung. Trotzdem sind es meistens die Frauen, die verzichten oder sich aufreiben, weil sie es allen recht machen wollen: ihren Kindern, ihrem Mann, ihrem Chef, ihren Freunden und sich selbst.

80 Prozent der Männer finden: Frauen bügeln besser

Laut einer Studie finden immer noch 80 Prozent der 18- bis 44-jährigen Männer, dass Frauen besonders gut bügeln können. Und immer noch nehmen nur 30 Prozent der Väter Elternzeit, die meisten von ihnen ganz kurz, nach der sie von

der «intensivsten Zeit» ihres Lebens schwärmend zurück ins Büro kommen, um fleissig weiterzuarbeiten.

Und weil das so ist, beschweren sich die Frauen: *Die grosse Erschöpfung* heisst ein Essay, das einst im *Spiegel* erschienen ist, ein anscheinend mit letzter Kraft zu Papier gebrachtes Überforderungsprotokoll einer Redakteurin, die gleichzeitig Mutter und Ehefrau ist. Ein paar Wochen später druckte eine Sonntagszeitung einen Text mit dem Titel *Man muss wahnsinnig sein, heute ein Kind zu kriegen*. Darin gesteht eine dreissigjährige Autorin, wie unfassbar gross ihre Angst vor dem Kinderkriegen ist, weil alle um sie herum so tun, als wäre das eigene Leben vorbei, wenn so ein Kind erst mal auf der Welt ist. Das klingt zwar alles ein bisschen neurotisch, aber Sorgen machen muss man sich schon, wenn Kinderkriegen zunehmend als Wagnis, ja als Risiko dargestellt wird. Wenn eine junge Frau aus der Mitte der Gesellschaft in Panik verfällt, weil sie sich nicht vorstellen kann, wie sie das schaffen soll: ein Kind haben, einen Job haben und nicht unter die Räder kommen – wohlgemerkt in einem der reichsten und sichersten Länder der Erde, nämlich Deutschland, mit einem Sozialstaat, der Betreuungsgeld, Kindergeld, Elterngeld, Mutterchaftsgeld bereitstellt – alles Wohltaten, von denen drei Viertel der Menschheit noch nie etwas gehört hat.

Aber es reicht halt immer noch nicht. Und deshalb sollen die Politiker doch bitte noch bessere Bedingungen dafür schaffen, damit endlich beides gleichzeitig möglich ist: Beruf und Familie, Kinder und Karriere. Also noch mehr Kindergeld. Noch mehr Homeoffice. Noch mehr Kita-Plätze. Laut Familienreport können sich darauf mehr als 90 Prozent der Menschen einigen.

Was aber, wenn die Lösung für diesen Konflikt nicht bei der Regierung, sondern bei uns selbst liegt? Wenn nicht Politikerinnen und Politiker unentschlossen sind, sondern wir? Weil wir nicht wissen, worauf wir im Leben setzen wollen, um es als gelungen zu empfinden. Ich glaube nämlich, dass Kinder und Karriere sich gar nicht verein-



baren lassen, zumindest nicht so, wie wir es gern hätten, weil das eben nicht geht, richtig viel Zeit mit den Kleinen verbringen und gleichzeitig jedes Jahr ein bisschen mehr verdienen, mehr Anerkennung abgreifen, sich mehr verwirklichen. Was also, wenn das vielleicht ein paar besonders Geschickte hinkriegen oder zumindest so tun als ob, aber die meisten halt nicht, weil irgendjemand, irgendetwas immer leidet, die Beziehung, das Kind, der Sex, der Job oder wir selbst, wenn wir wieder mal dem Glück hinterherhecheln, den Kinderwagen in der Linken, das Smartphone in der Rechten, vor Augen das übernächste Wochenende, wenn endlich mal wieder die Schwiegereltern in der Stadt sind.

Im 21. Jahrhundert scheinen wir Menschen der westlichen Welt davon überzeugt zu sein, dass wir auf nichts mehr verzichten müssen: Veganer fordern Bohnenquark, der nach Fleisch schmeckt, Vielflieger fordern Internet auf 10 000 Meter Höhe, Arbeitnehmer fordern weniger Arbeitsstunden bei steigendem Lohn. Und Menschen, die sich für Katholiken halten, fordern eine Kirche, die zum Zeitgeist passt, weil sie am Ende zwar erlöst werden wollen, sich aber bitte nichts verbieten lassen möchten. Wir gehen davon aus, dass uns alles zusteht und wir es uns redlich verdient haben, jeden Aspekt des Lebens kennenzulernen und auszukosten – aber das ist falsch. Genau wie es kein Internet ohne Missbrauch und kein Wirtschaftssystem ohne Verlierer gibt, gibt es auch keine unschuldige Emanzipation. Immer wird der Konflikt auf irgendjemandes Rücken ausgetragen, jahrhundertlang auf dem der Frauen und heute eben auf dem der Kinder, weil sie entweder gar nicht mehr geboren oder halt gestillt, gewickelt und oft recht schnell an eine Betreuungsstätte abgeschoben werden, weil wir zwar die Erfahrung machen wollen, welche zu haben, aber nie so richtig Zeit finden, uns um sie zu kümmern.

Es ist eine Tatsache, dass den Frauen der Zugang in die Chefetagen und damit zu beruflicher Verwirklichung ermöglicht werden muss. Es ist aber

auch eine Tatsache, dass sich jetzt auch noch die andere Hälfte der Menschheit in die Hände einer Effizienz- und Wachstumslogik begeben hat, die erstens Stress auslöst und zweitens Mütter und Väter immer mehr zu Konkurrenten werden lässt. Gemäss Erhebungen halten 68 Prozent die Karriere der Frau für das grösste Konfliktpotenzial in einer Beziehung. Warum? Weil sie sich ständig vergleichen: Wer verdient mehr? Wer arbeitet weniger? Wer kann sich besser verwirklichen? Wer muss sich stärker einschränken? Alle zusammen jagen wir der Utopie eines sich ständig steigenden Lebensgefühls hinterher und rennen immer wieder gegen die Wand, weil sich Glück nun mal nicht organisieren lässt, sondern immer nebenbei stattfindet.

Ein bisschen mehr Sicherheit ist immer ein bisschen weniger Freiheit – und umgekehrt

Alle suchen Bestätigung im Beruf, Bestätigung durch den Partner, Bestätigung durch die Kinder, Bestätigung auf Facebook. Und wenn wir doch mal auf etwas verzichten, dann freiwillig, aus eigenem Antrieb, auf Kohlensäure im Wasser oder Zucker im Kaffee. Wir verzichten nicht, um zu entsagen, sondern, um davon zu profitieren, das ist ein Unterschied. Gut möglich, dass viele sich deshalb lieber im Netz als in der Wirklichkeit aufhalten. Weil wir dort alles zu jeder Zeit auf Knopfdruck bekommen. Wir füllen Warenkörbe, bestellen, schicken zurück, bestellen neu. Wir lernen Menschen kennen, verlieren das Interesse, klicken sie weg, lernen neue kennen, alles – scheinbar – ohne Konsequenzen. Die Logik des Netzes ist rein konsumistisch. Das Leben aber ist dialektisch organisiert: Legt man auf der einen Seite etwas in den Warenkorb hinein, fällt auf der anderen Seite etwas heraus. Ein bisschen mehr Sicherheit ist immer ein bisschen weniger Freiheit – und umgekehrt. Ein bisschen mehr Gesundheit ist meistens ein bisschen weniger Spass – und umgekehrt. «Es gibt keinen Gewinn ohne Verlust und keinen Verlust ohne Gewinn», sagt die ungarische

Wir gehen davon aus, dass uns alles zusteht und wir es uns redlich verdient haben, jeden Aspekt des Lebens kennenzulernen und auszukosten – aber das ist falsch.

Philosophin Ágnes Heller. Mit jeder Entscheidung für etwas entscheiden wir uns gleichzeitig gegen etwas anderes. Wir müssen immer einen Preis zahlen. Wir sind immer noch zur Freiheit verurteilt. Aber vor lauter technischer Machbarkeitshysterie und digitalem Möglichkeitswahn fällt es uns immer schwerer, Entscheidungen zu treffen und die dazugehörigen Konsequenzen zu tragen. Es scheint, als wäre uns das Wissen abhandengekommen, dass Entsagung nicht nur möglich ist, sondern auch Glück bedeuten kann.

Was macht ein glückliches Leben aus?

Wir könnten doch wenigstens mal versuchen, unsere Vorstellung vom geglückten Leben zu überdenken und uns ernsthaft zu fragen: Worauf bin ich zu verzichten bereit, weil mir mein Kind, meine Gesundheit, meine immer älter werdenden Eltern oder meine Integrität wichtiger sind? Auf die nächste Stufe der Karriereleiter? Auf die um 15 Quadratmeter grössere Wohnung? Auf das, was ich mir früher unter einem unabhängigen Leben vorgestellt habe? Ist es wirklich so undenkbar, zugunsten eines Kindes auf die nächste Mini-Beförderung zu verzichten oder – warum nicht? – umgekehrt, weil sich jemand halt nur dann spürt, wenn er nicht zwei, sondern dreihundert Leuten sagen kann, was sie tun oder lassen sollen? Alle reden davon, dass wir nur noch teilen und nichts mehr besitzen wollen, dabei stecken wir bis zu den Kragen unserer Kaschmirpullover in einer narzisstischen Repräsentationskultur des Vergleichens und Angebens, in der wir Kinder als Bedrohung für unseren eigenen Status wahrnehmen. Bis heute haben wir nie unsere Ansprüche modifiziert, sondern immer nur die Methode, mit der wir diese zu erfüllen gedenken: Also sind wir noch früher aufgestanden, haben noch mehr Yoga gemacht und noch mehr gedünstetes Gemüse gegessen. Haben noch strukturierter organisiert, noch präziser geplant, noch effizienter konferiert und noch flexibler gelebt. Irgendwann haben wir angefangen, Betriebskindergärten zu fordern, die natürlich eine feine Sache sind, aber halt auch der Beleg dafür, dass wir unsere Kinder jetzt auch noch in unser Arbeitsleben integrieren oder sagen wir: hineinzerrn, dass also die Sphäre der Arbeit immer mehr in unser privates Leben hineinwuchert, damit wir den Anforderungen eines kapitalistischen Wirtschaftssystems noch geschmeidiger entsprechen können. Am Ende schnellte die Burn-out-Quote innerhalb von zehn Jahren um 1400 Prozent nach oben.

Es klingt gespenstisch, aber wir sind längst eine Gesellschaft, die in einem erschöpfenden Tag im Büro mehr Bestätigung findet als in den Augen unserer Kinder. Die Geburtenrate in der Schweiz liegt bei 1,47. Pro 1000 Einwohner werden in Deutschland 10 Kinder geboren. In den USA sind es 13,7, in Brasilien 15,2 und in Uganda 45,8. Ausgerechnet in dem Land, das weltweit die beste Infrastruktur bereitstellt, ein Kind zur Welt zu bringen und zu einem gesunden und glücklichen

Menschen zu erziehen, werden fast keine mehr geboren, weil sie uns beim Leben und Arbeiten stören.

Wir sind das Schmieröl des Systems

Alle schimpfen wir auf die gierigen Zocker, Banker und Hedgefondsmanager, auf ein System, das notwendigerweise auf Wachstum beruht und zu wenig Rücksicht auf Familien nimmt, dabei sind wir das Schmieröl dieses Systems, indem wir unser Leben exakt definierten Effizienzkriterien unterworfen haben. Denn Karriere machen wollen wir ja nicht, um überleben zu können, sondern weil wir finden, dass unser Lebensstandard ruhig mal wieder einen Tick nach oben geschraubt werden könnte. Genau wie die Banker, genau wie die Hedgefondsmanager. Früher war der unbedingte Wille zur Familie ein bürgerliches Bekenntnis. Heute ist er revolutionär, weil er sich in seiner Absolutheit gegen die Anforderungen eines Zeitgeistes richtet, der ständige Flexibilität und Selbstoptimierung verlangt.

«Das stabile Paar wird zur letzten Bastion gegen die Fliehkräfte eines total gewordenen Marktes», schreibt der Publizist Wolfram Eilenberger. Die Soziologin Eva Illouz definiert das monogame Paar als «letzte soziale Einheit, dessen Funktionsprinzipien denen der kapitalistischen Kultur zuwiderlaufen». Denn was tut man, wenn man sich für einen Menschen, eine Familie, ein Kind entscheidet: Man verzichtet freiwillig auf unendlich viele Optionen der Abwechslung und Selbstverwirklichung. Man legt sich fest. Schaffen wir es nicht, diesen Konflikt in uns aufzulösen, statt ihn an die Politik auszulagern und zu sozialisieren, werden wir bis ans Ende unserer Tage gestresst sein beim Versuch, mehrere Leben auf einmal zu führen, ein erfolgreiches, ein selbstloses, ein unabhängiges, ein aufopferndes und ganz wichtig: ein richtig intensives. Gewonnen haben dann die Typen, die gerahmte Bilder ihrer Frauen und Kinder auf dem Schreibtisch stehen haben, weil sie sie so selten zu Gesicht bekommen. Wir aber werden verloren haben. Wir werden erschöpft sein, eine halbe Stunde pro Woche zu Delfingesängen meditieren und Trost finden in Filmen und Büchern, geschrieben von Menschen, denen es genauso geht wie uns. ○



Tobias Haberl (*1975) ist Autor und Journalist des Magazins der *Süddeutschen Zeitung*. Für dieselbe Publikation schrieb er auch den vorliegenden Text.



Bild links und rechts: Caroline Minjolle, *Louviers* 1966 und *Biarritz* 2013, Bilder aus der Reihe *Monozygotes – jumelles depuis* 1964. Fotografien. © 2022 Caroline Minjolle, ProLitteris, Zurich.

Danke, Emma

Es war reiner Zufall, dass Emma in mein Leben kam. Ich arbeitete mit deren Mami Nina zusammen, als diese mit Emma schwanger war. Ich freute mich über den Kindersegen, wie man es bei losen Bekannten halt so macht. Mit grossen Worten und wenig Emotionen. Dann kam Emma zur Welt. Nina machte Mutterschaftspause, wir begannen, uns privat zu treffen. Und jedes Mal war Emma mit dabei. Sie wuchs zu einem klugen Mädchen heran – mit himmelblauen Augen, blonden Haaren und einem Temperament, das erklärt, weshalb viele Orkane Mädchennamen tragen. Obwohl ich die Kleine selten sah, wuchs zwischen uns etwas, das sich nur bedingt in Worte fassen lässt. Und das ist gut so: Denn manche Gefühle bleiben lieber unbenannt, sonst verlieren sie ihren Glanz und ihren Zauber. Sagen wir es so: Emma verguckte sich in mich und ich mich in sie.

Umso unverständlicher war es für mich, als sich Götti und Gotte schon nach kurzer Zeit von der Kleinen verabschiedeten und sich nicht länger um Emma kümmerten. Opas und Omas waren auch keine da – sie waren entweder krank, weit weg oder tot. Das zerriss mir das Herz. Zwar war das Mädchen Teil eines munteren Patchworkverbunds, sie hatte neben Papa und Mama zwei Halbbrüder samt deren Mutter. Nur: Eine Vertrauensperson ausserhalb dieses Verbundes fehlte. Eine oder einen, der über Emmas Macken hinwegsieht und sie vorbehaltlos in die Arme nimmt, selbst wenn sie bockt und/oder schlechte Laune hat. Einer, der voll und ganz auf ihrer Seite steht, weil er weder gerecht noch pädagogisch korrekt sein muss. Einer, der einen anderen Blick aufs Leben wirft, als sie es von Papa und Mama kennt.

Solche Wahl-Verwandtschaften können Biografien entscheidend mitprägen. Das hatte ich einst bei meinem ältesten Göttibueb erlebt. Dessen Mutter erkrankte schwer, kaum ging Justin zur Schule. Seither ist sie schwer handicapiert und fällt als Erzieherin aus und der Vater verstarb nur ein paar Jahre später. Eine Tragödie, die auch das Verhältnis zwischen Justin und mir prägte. Ich weiss nicht genau, wie er mich sieht – ich jedenfalls fühl(t)e mich für ihn verantwortlich, wie es wahrscheinlich Eltern für ihre Kinder empfinden. Dabei spielt es keine Rolle, welches Blut durch unsere Adern rauscht. Liebe genügt.

Ausgerechnet Emma sollte dieser Joker verwehrt bleiben? Das durfte nicht sein. Also fragte ich Mama Nina an, ob ich Emmas Occasions-Grossvater sein dürfe. Und ich durfte. Das ist mittlerweile zehn Jahre her, und Emma ist schon längst fester Teil meines Lebens. Und ich in ihrem ein zusätzlicher Anker. Dass wir keine biologischen Wurzeln haben, spielt dabei keine Rolle.

Vielleicht haben Sie schon einmal vom Konzept des Leihopas oder der Leihoma gehört. Onlineportale und Apps versuchen erstaunlich erfolgreich, Alt und Jung zusammenzubringen. So rühmenswert solche Bemühungen sind: Manchmal genügt es, seine Augen und sein Herz zu öffnen. Und schon findet man sein (Familien-)Glück in unmittelbarer Nähe. Der Lohn dafür ist riesig. Danke, Emma! ○

Roland Grüter (*1960) ist Journalist und mitverantwortlich für das Vögele Kultur Bulletin.

SAG MAL!

Oft stehen sich Kinder und Eltern nahe, ohne sich wirklich zu kennen. Fragen, die entsprechende Wissenslücken schliessen können.

Fragen, die Kinder ihren Eltern stellen sollten

- Du hast uns Kindern viel gegeben – was aber hast du von uns zurückbekommen?
- Wovon träumtest du in deiner Jugend?
- Hattest du je daran gedacht, keine Familie zu gründen? Falls ja: Wohin hätte dich dein Lebensweg ohne uns geführt?
- In welchem Moment fühltest du dich mir besonders nahe?
- Wie möchtest du bei mir in Erinnerung bleiben?
- In welchen Punkten unterscheidet sich deine Jugend von meiner am stärksten?
- Wie hast du es geschafft, dermassen viel Verantwortung gegenüber der Familie zu übernehmen?
- Was war deine grösste Sorge/Freude mit Blick auf deine Kinder?
- Worin unterscheidet sich deine Erziehungsart von jener deiner Eltern?
- Was soll ich dereinst anders machen?
- Welche Werte sollte man Kindern generell weitergeben?
- Was zeichnet dich als Mutter/Vater besonders aus?
- Welchen Traum willst du dir erfüllen, wenn wir Kinder weg sind?
- Dein Wunsch an die Zukunft deiner Enkel?
- Welche Person ausserhalb der Familie war/ist dir wichtig – und weshalb?



Fragen, die Eltern ihren Kindern stellen sollten

- Worin sind wir uns ähnlich?
- In welchem Moment fühltest du dich mir besonders nahe?
- Worin glaubst du, unterscheidet sich deine Jugend von meiner am stärksten?
- Willst du dereinst auch eine Familie gründen – falls ja: weshalb?
- Worin war/bin ich dir ein Vorbild?
- Was hast du mit deinen Schwestern/Brüdern gemeinsam?
- Welche Erwartungen hast du in Zukunft an mich?
- Was hättest du an meiner Stelle anders gemacht?
- Wann hast du das erste Mal gemerkt, dass du dein Leben in die eigenen Hände nehmen musst?



Fragen, die sich Mitglieder von Wahlfamilien stellen sollten

- Was sollten wir unbedingt noch zusammen machen?
- Wie wichtig ist/war dir das Familienglück?
- Ist Freundschaft ein Familienersatz?
- Was unterscheidet beste Freundschaften von der Familie?
- Werte, die wir dir nicht mitgeben konnten: Hast du die woanders gefunden?
- Welche drei Werte haben wir dir vermittelt?
- Was kann unsere Generation von euch lernen?
- Welche Bezugsperson ausserhalb der Familie hat dich besonders geprägt und womit?
- Was ist deine grösste Herausforderung, im Patchworksystem mitzuwirken?
- Wie definierst du deine Rolle im Knuddelmuddel?
- Wie sehen dich wohl die andern?
- Welche Werte konntest du einbringen?
- Was erwartest du von dir – was von den anderen?
- Müsstes du deine Patchworkfamilie mit drei Adjektiven beschreiben: Wie lautet dein Dreiklang?
- Worum beneidest du klassische Stammfamilien?
- Was haben Patchwork- traditionellen Stammfamilien voraus?
- Oft drehen sich die Gedanken um andere, vor allem um das Wohlbefinden der Kinder – wie wohl aber ist dir in der Patchworkfamilie?
- Wie schaffst du es, deine Bedürfnisse mit jenen der andern zu vereinbaren?
- Blut ist dicker als Wasser. In welchen Momenten bewahrheitet sich diese Binsenwahrheit – und wann ist sie für dich besonders befreiend oder belastend?
- Was machst du, wenn du dich zurückgesetzt oder überfordert fühlst?
- Was hast du im Verbund über dich selbst gelernt?
- Welche Erfahrungen aus dem Zusammensein möchtest du auf keinen Fall missen?

FAMILIENBAND

Woher stammt diese Bezeichnung?
 Unser Kolumnist *Kilian Ziegler* macht
 sich auf Spurensuche.

Die grossen Wörter brauchen keine

Synonyme: Liebe. Frieden. Hoffnung. Klar kannst du den Thesaurus bemühen, ihn schwungvoll aufschlagen und etwas Sinnverwandtes hervorkramen. Während es bei vielen Wörtern durchaus brauchbare Äquivalente gibt, stehen die grossen Wörter ausser Konkurrenz, dessen dargebotenen Synonyme im besten Fall Annäherungen, oft sogar Karikaturen. Nehmen wir das vielleicht grösste Wort überhaupt: Liebe. Der erste Vorschlag, der daneben im Synonym-Duden steht, ist – kein Witz: «Gefühl». Es ist, als wolle mich das Buch verspotten. Reimend will man fragen: Duden, was machst du denn? Da scheint nicht nur sein Buchumschlag, sondern auch deren Verfasserinnen und Verfasser blau. Liebe, ein Gefühl? Wäre ich nie darauf gekommen. Darum: Synonyme und ich, eine Hass-Liebe. Oder wie es der Duden sagte: ein Hass-Gefühl.

Ein grosses Wort ist auch Familie. Ebenso da, der Duden arbeitet unzureichend: «Angehörige» (klingt nach Todesfall), «Anhang» (verschicke ich lieber per Mail) und «Verwandtschaft» (zu kalt, zu förmlich). Also benutze ich «Familie», wenn ich Familie meine und wünschte, man täte es mir gleich.

Aber nein, immer wieder höre ich Familienväter von ihrer Sippe sprechen, ihrer Truppe, Mannschaft, oder – Moment, ich muss mich kurz hinsetzen, so lässt es sich besser seufzen –, ihrer Bande. Dabei zwinkern sie mit den Augen, ich rolle die meinen. Was, bitte schön, ist das für eine Wortschöpfung, Familienbande? Was soll «Bande» bedeuten? Stammt es womöglich vom englischen Wort «Band», Musikgruppe? Haben die *Kelly Family*, die *Jackson 5* und *Oesch's die Dritten* nicht nur in der Musik, sondern auch in der Sprache ihr Unheil angerichtet? **Oder ist mit Bande vielleicht ein Band gemeint?** Schliesslich hält einen die Familie wie ein Band zusammen. Ob das Band für die nötige Bindung sorgt, oder doch eher Fesseln sind, kommt dann wohl auf die Familie drauf an. (Mit einem solchen Familienband liessen sich auch hübsche Maschen knoten, das passte, hat man mit Eltern, Geschwistern, Onkel oder Tanten ja öfters das Geschenk.) Vielleicht ist die Familienbande auch eine Anspielung an Henry Fords Fließbandproduktion: die Familie ab Band. «Schau her, das sind meine Kinder, Seriennummern 001, 002 und 003, vollumfänglich selbstfabriziert. Die Produktion eines neuen Modells ist in Planung.»

Ich glaube, die Familienbande gründet im Gut möglich, dass ich mich mit dieser dünnes Eis begeben, aber mein innerer stimmt mir zu, im Spiel des Lebens ist wie eine Hockeybande.

NDE

Das kann natürlich alles sein, doch mir scheint eine andere Theorie am plausibelsten: Ich glaube, die Familienbande gründet im Eishockey. Gut möglich, dass ich mich mit dieser Metapher auf dünnes Eis begeben, aber mein innerer Wayne Gretzky stimmt mir zu, im Spiel des Lebens, ist die Familie wie eine Hockeybande.

Während man im eisigen Alltag in bester Intention und nichtsahnend umherkruft, hin und wieder von alleine hinfällt (Schlittschuh kommt bekanntlich von schlittern), passiert es nicht selten, dass man plötzlich gecheckt wird, beispielsweise von Rüpel, die im Leben selbst gar nichts checken. Oder man wird von Finanzproblemen angerempelt, oder eine Krankheit fährt über einen hinweg. Da kommt die Familie, oder eben die Bande, ins Spiel. Ein Check kann hart sein, sogar unfair und gegen die Regeln, doch die Familie ist – hoffentlich – da, um ihn abzufedern. An der Bande lässt es sich wieder aufrichten. Die Bande hält einem im Spiel, hält das Spielfeld zusammen. Die Bande bündigt. Die Familie als Bande bildet einen Rahmen und bietet Sicherheit. Ohne wäre es eine Familie-ausser-Rand-und-Bande.

Zugegeben, dieser Vergleich ist etwas wackelig, aber wer mich schon mal auf Schlittschuhen hat stehen sehen (und das sind wenige), den verwundert dies nicht. Und auch, wenn das Wort Familie an sich eigentlich genügen würde, ist die Familienbande also dennoch gar nicht so abwegig. Wenn nun das nächste Mal ein Familienvater von seiner Bande oder Mannschaft (was somit auch plötzlich Sinn ergibt) spricht, versuche ich nicht, mit den Augen zu rollen, sondern eins zuzudrücken und gebe ihm innerlich milde die Mindeststrafe: Zwei Minuten auf der Straf- oder besser: Sprachbank.

Wer weiss, vielleicht beruft sich die Familien-Bande auch auf etwas ganz Anderes, nämlich den Synonym-*Band* des Dudens. Auch dieser kümmert sich bekanntlich um Familien und Verwandtschaften, die Sinn-Verwandtschaften von Wörtern. Und wenn ich, nichtsdestotrotz, wider aller Überzeugungen, für mein Verständnis von Familie Synonyme benennen müsste, dann wären es die grossen Worte selbst: Liebe. Frieden. Hoffnung. ○



Kilian Ziegler (*1984) gehört zu den bekanntesten und erfolgreichsten Slam Poeten der Schweiz – er ist Poetry-Slam-Schweizermeister 2018. Er wird diesen Winter wieder im Vögele Kultur Zentrum auftreten. Details: www.kilianziegler.ch

Eishockey.
Metapher auf
Wayne Gretzky
die Familie

Séverine Vitali (54) ist Mitgründerin des Vereins Solinetz. Als sie vor fünf Jahren in der Winterthurer Notunterkunft **Mohammed** (22) kennenlernte, erzählte er ihr, wie gerne er wieder mal mit Gleichaltrigen sprechen möchte – und über anderes als nur über die Flucht. Daraufhin lud sie Mohammed, der allein aus Äthiopien in die Schweiz geflohen war, zum sonntäglichen Familiennacht mit ihren Kindern ein. Seither ist er fester Bestandteil der wöchentlichen Treffen – und der Weihnachts- und Geburtstagsfeiern oder gemeinsamen Skiferien.



Können Fremde in der Herkunftsfamilie zu Eifersucht führen?

«Bei uns war es immer schon normal, dass andere Menschen Platz in der Familie haben. Auch als Mohammed in die Familie kam, gab es keine Eifersucht, sondern Freude darüber, dass noch ein Bruder dazukam. Der einzige Unterschied ist, dass wir Mohammed noch nicht so lange kennen. Dass man sich innerhalb der Familie ganz authentisch geben darf und bedingungslos geliebt wird, das gilt auch für ihn.»

Buchtipps. So einzigartig wie jede Familie



Diese und andere Bücher stehen im Vögele Kultur Zentrum zum Verkauf – im Rahmen von «doing family»

Buchtipps von Michael Schaepe, Grafiker und Gestalter vom Vögele Kultur Bulletin:

DER WOD Silvia Tschui, Rowohlt, 2021

«Es gibt in der Literatur nicht viele Autorinnen, die die Familie dermassen ungerührt als Teufelskreis beschreiben», schrieb ein Kritiker über *Der Wod* der Zürcher Autorin Silvia Tschui. Er fasst damit den Kern dieses 272 Seiten umfassenden Romans höchst treffend zusammen. Zur Geschichte: Ein leise dahergesagter Satz an einer Geburtstagsfeier führt zu einem Herzinfarkt und Blutvergiessen – er steht am Anfang einer Familiengeschichte, die den Bogen über vier Generationen und über Ländergrenzen hinaus spannt. Silvia Tschui beschreibt darin die dunkle Macht, die im Kreis der porträtierten Menschen herrscht, und verwebt deren Lebenslinien virtuos. Anfangs muss man sich ans Tempo und den Stil der Zürcherin etwas gewöhnen, danach aber folgt man ihr gebannt durch die Höhen und Tiefen, die uns das Leben parat hält:

LOU ENTDECKT DIE NACHBARSCHAFT Christina Baeriswyl, Tania Kyburz, Fabienne Schellenberg, Patricia Schär, Baeschlin, 2020

Die kleine Lou zieht mit Eltern und Geschwisterchen in eine Siedlung und will ihre neuen Nachbarinnen und Nachbarn zu einem Willkommensfest einladen. Das Mädchen geht von Wohnung zu Wohnung, begegnet dabei elf verschiedenen Familien und erfährt unterwegs, wie diese leben. Dieses Buch zeigt auch, dass Offenheit die allermeisten Türen öffnet. Ein paar der im Kinderbuch enthaltenen Illustrationen sind in unserer Ausstellung zu sehen.

FUTURE LOVE Matthias Horx, DVA, 2017

Wird es in naher Zukunft die «normale» Familie noch geben? Wie sehen künftige Partnerschaften in der mobilen, individualisierten Gesellschaft aus? Zieht sich die Liebe immer mehr in den Cyberspace zurück, wo sich die Menschen mit virtuellen Partnern vergnügen? Der deutsche Autor Matthias Horx untersucht die Wandlungsprozesse in Familie, Liebe und Partnerschaft aus dem Blickwinkel der Trend- und Zukunftsforschung. Die Stimme des Experten ist auch in unserer Ausstellung zu hören.

EINE PERFEKTE FAMILIE Liane Moriarty, Diana, 2022

Die Mutter ist spurlos verschwunden, aber sollen sie ihre vier Kinder tatsächlich als vermisst melden? Ein Dilemma, denn der Vater scheint am Verschwinden seiner Frau mitbeteiligt zu sein. Die Autorin beschreibt, wie eine einstige Vorzeigefamilie aus den Fugen gerät. Sie hat einen humorvollen, überaus spannenden und zugleich rührenden Roman geschrieben, der zeigt, wie schmal der Grat zwischen Familien-Idylle und -Drama sein kann.

WARUM WIR UNSEREN ELTERN NICHTS SCHULDEN

Barbara Bleisch, btb, 2019

Wie oft muss ein erwachsener Sohn seine Mutter besuchen? Haben sich Geschwister an der Pflege ihres alten Vaters zu beteiligen? Sind Kinder ihren Eltern überhaupt etwas schuldig? Die Bindung an die Eltern ist die einzige Beziehung, die wir nicht aussuchen können. Dieses Buch zeigt, wie Philosophie helfen kann, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern zu klären. Denn nirgendwo liegen Erwartung, Enttäuschung und Glück so nahe beieinander wie in der Familie.

und darüber hinaus durch die Welten der Geheimgesellschaften und Künstlerkreise, Nazis und Widerständler, Grossbürger und Hells Angels. Immer wieder taucht im Roman der titelgebende Wod auf, der wilde Jäger einer norddeutschen Sage, über den niemand ungestraft spotten darf, denn sonst lässt einen dieses Sinnbild der Angst ein Leben lang nicht los.

Auch die Sprache der Zürcher Autorin ist einzigartig. Sie ist modern, schnell, eigenwillig. Darüber hinaus ist sie so bunt wie ein Kaleidoskop, lehnt sich an die Dialektik der jeweiligen Zeitabschnitte und Milieus an, die damit beschrieben werden.

Mein Fazit: Ein ergreifendes, intelligentes, charmantes und brillantes Buch, eine Entdeckung! *Der Wod* (2021) wurde denn auch höchst zu Recht für den Ingeborg-Bachmann-Preis nominiert. Übrigens: Silvia Tschuis Erstlingswerk *Jakobs Ross* wird aktuell fürs Kino verfilmt. ○

WIR SCHLECHTEN GUTEN VÄTER Tobias Moorstedt, Dumont, 2022

Andere sind tief beeindruckt, verbringt Tobias Moorstedt wieder mal Zeit mit seinen Kindern. Das positive Feedback spiegelt die niedrigen Erwartungen an Väter, denn Care-Arbeit ist noch immer meist Domäne der Frauen. Selbstkritisch erzählt der Autor, was ihn und andere Männer davon abhält, in der Betreuung aktiver zuzupacken. Der Autor kombiniert persönliche Erfahrungen mit wissenschaftlichen Erkenntnissen – und lässt auch andere Väter zu Wort kommen.

DAS BUCH, VON DEM DU DIR WÜNSCHST, DEINE ELTERN HÄTTEN ES GELESEN Philippa Perry, Ullstein, 2020

«Erziehungsratgeber gibt es viele – dieser gehört zu den gelungenen», schrieb ein Kritiker über dieses Sachbuch, das sich über Wochen auf der *Spiegel*-Bestsellerliste hielt. In lebendig erzählten Fallgeschichten – angereichert mit viel psychologischem Hintergrundwissen – analysiert die erfahrene Psychotherapeutin die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung. Denn alle Eltern möchten glückliche Kinder grossziehen, und niemand möchte bei der Erziehung versagen. Doch wie bekommt man das hin? Im Buch sind viele schlüssige Antworten zu finden.

FAMILIE IM GEPÄCK Rosa Rechtsteiner, Patmos, 2018

Unsere Herkunftsfamilie prägt uns mehr, als uns bewusst ist. Übernommene Muster, Werte und Leitsätze, die oft über Generationen auf uns einwirken, begründen nicht nur unsere Stärken und Lösungsideen, sondern ebenso unsere Schwächen und Blockaden. Pädagogin Rosa Rechtsteiner führt in ihrem Ratgeber lebensnah aus, wie wir solche Familienregeln aufspüren und dadurch Veränderungsprozesse anstossen können.

SEIN SOHN Charles Lewinsky, Diogenes, 2022

Ein Knabe wächst in einem Kinderheim in Mailand auf. Nachdem er den Krieg kennengelernt hat, möchte er nur noch eins: endlich zu einem menschenwürdigen Leben finden und Teil einer Familie werden. In Graubünden erlangt er ein kleines Stück des erhofften Glücks. Doch dieses verspielt er in der Folge. Die über 100 Kapitel haben enorm viel Würze und führen mit Humor ins Leben des 18. Jahrhunderts.

IM SPIEGEL DER WISSEN- SCHAFT

Fragen zur Familie und Erziehung werden sehr divers diskutiert. Aber welche Fakten zählen? Vier Wissenschaftler ziehen (Zwischen)Bilanz.

SIND PATCHWORK- FAMILIEN OFFENER, LIBERALER?

«In den Zeitschriften kommt das Modell Patchworkfamilie – das auf etwa 6 Prozent der Familien in der Schweiz zutrifft – oft als die bessere, tolerantere, scheinbar modernere Familienform daher: eine Gemeinschaft aus vielen Teilen, trotzdem harmonisch und vollkommen.

Soweit das Ideal. Mit der Realität aber hat dies wenig zu tun. Nach unseren Erkenntnissen gibt es dort ausgesprochen viel Stress und Frustration – und wen sollte das auch wundern? Kommen zwei Partner mit jeweils eigenen Kindern, mit eigener Geschichte zusammen, muss alles neu ausgehandelt werden: Wo und in welcher Konstellation leben wir mit meinen, deinen, unseren Kindern zusammen? Wie finden wir uns als Paar, wenn die alten Partner durch die Kinder noch immer präsent sind?

Rollen müssen abseits traditioneller Muster neu definiert werden: Dürfen neue Partner miterziehen? Was dürfen sie überhaupt? Haben sie ein Anrecht auf Freistellung, um ihre kranken Stiefkinder zu betreuen? Rechtlich ist fast gar nichts geregelt, was Stiefeltern anbelangt. Natürlich: Streit gibt es in jeder Familie. Jede Form des Zusammenlebens erfordert Verhandlung und Kompromisse. Aber in Patchworkfamilien braucht es oft noch mehr davon. Für Mütter, Väter und Kinder geht es ständig um Macht und Liebe – und um den Kampf darum. Viele neue Partnerschaften überstehen das ewige Ringen darum nicht. Einer kanadischen Studie zufolge ist nach zehn Jahren jede zweite Patchwork-Partnerschaft wieder zerbrochen. In Europa hat die Forschung zu solchen Fragen erst begonnen, aber die Daten werden wohl kaum anders sein.

Doch wir wissen mittlerweile auch, was zum Gelingen von Patchwork beiträgt. Und so banal es klingt: Der Schlüssel ist Kommunikation – zwischen den neuen Familienmitgliedern und den Ex-Partnern. Wenn der Kontakt zwischen den getrennten Eltern geklärt ist und wohlwollend im Sinne der gemeinsamen Kinder, wirkt sich dies auch positiv auf die neue Patchworkfamilie aus. In manchen Ländern wie Australien sind deshalb Mediationen für Trennungseltern verpflichtend. Sie führten dazu, dass die Streitigkeiten vor Gericht merklich sanken. Vielleicht könnte dies auch ein Modell für die Schweiz sein.» ○

*Valerie Heintz-Martin (*1975), Soziologin. Die Münchnerin erforscht, was das Leben in Patchworkfamilien kompliziert macht – und weshalb viele Vorstellungen über das Leben in einer solchen Konstellation falsch sind.*

LASSEN SICH TRAUMATA VERERBEN?

«Was macht uns zu dem Menschen, der wir sind? Bislang hiess es stets: Die Gene und das Leben, das wir leben, prägen eine Person. Wahrscheinlich aber formen nicht nur die eigenen, sondern auch die Erfahrungen unserer Eltern, Gross- und Urgrosseltern unser Ich. Vor allem die Folgen von Stress und Traumata werden oft von einer Generation in die nächste weitergegeben. Und zwar in Teilen direkt: über das Erbgut.

All das legen zumindest unsere Untersuchungen an Mäusen nahe. Trennten wir Mäusekinder nach der Geburt täglich und unvorhersehbar für drei Stunden von ihren Müttern, was für sie ein grosses Trauma bedeutet, zeigten sie sich als ausgewachsene Tiere auffällig: unsozial, depressiv, unangemessen risikofreudig. Interessant war dann für uns zu sehen, dass auch deren Kinder und Kindeskinde, die ganz normal aufwuchsen, die gleichen Verhaltensstörungen offenbarten. Um auszuschliessen, dass die Mäusejungen nur das Fehlverhalten ihrer Eltern übernahmen, liessen wir Mäusebabys von unbelasteten Pflegemüttern aufziehen. Doch auch in diesen Fällen litten die Tiere ganz offensichtlich an den

Folgen des Traumas ihrer genetischen Eltern und Grosseltern. Denn Traumata schreiben sich direkt ins Genom ein. Sie verändern Stoffe, die die Aktivität der Gene beeinflussen. Wir fanden diese Stoffe etwa im Spermium von Mäusen; vermutlich werden sie darüber an die nächste Generation weitergegeben.

Allerdings: nicht zwangsläufig. Und vor allem: wahrscheinlich nicht für immer. Denn erstens verlieren sich – so unsere Erkenntnis – nach vier oder fünf Generationen die Symptome. Und zweitens kann man offenbar gegensteuern, lassen sich positive Veränderungen gezielt entwickeln. Denn wuchsen unsere Mäuse in einem besonders sozialen und stressfreien Umfeld auf, nahmen die Symptome wieder ab.

Natürlich sind Mäuse keine Menschen, und so sollte man sich davor hüten, diese Ergebnisse blind zu übertragen. Doch erste Studien mit Menschen liefern bestätigende Hinweise. Wichtiger ist mir aber noch ein anderer Punkt: Unsere Erkenntnisse helfen zu verstehen, dass wir nicht nur das Ergebnis genetischer Zufälle sind. Das Leben hat einen Einfluss auf einen Menschen und dessen Kinder und Kindeskinde. Darin liegt ein Risiko, aber auch eine grosse Chance.» ○

*Isabelle Mansuy (*1965), Hirnforscherin. Die Zürcherin geht davon aus, dass katastrophale Erfahrungen nicht nur das Leben des jeweils Betroffenen prägen, sondern auch das seiner Kinder und Enkel.*

WIE PRÄGEN FAMILIÄRE VORGESCHICHTEN UNSERE BIOGRAFIEN?

«Eine Klientin von mir hat einen bemerkenswerten Satz formuliert: Ich werde gelebt, anstatt mein Leben selbst zu leben. Damit verlieh sie ihrem Gefühl Ausdruck, dass sich in ihrem Leben bestimmte Muster wiederholen – scheinbar ohne ihr Zutun und sogar gegen ihren Willen. Es lag nicht daran, dass andere Menschen oder bestimmte Umstände über sie bestimmten. Vielmehr hatte sie das Gefühl, dass sie innerlich nicht frei sei, so zu leben, wie sie es eigentlich wollte. Ihr «Ich» war inneren Zwängen unterworfen, die sie nicht kontrollieren konnte.

Für solche Zwänge kann es viele Gründe geben. Manchmal liegen diese in der Familiengeschichte. Das können schmerzliche Lebensthemen, unverarbeitete Verletzungen oder Traumata sein, die von einer Generation an die nächste weitergereicht werden, oft unbewusst. Häufig handelt es sich um lebenslang verschwiegene Erlebnisse oder Familiengeheimnisse, die in den folgenden Generationen zu eigentümlichen emotionalen «Leerstellen» führen oder unausgesprochene Erwartungen und «Aufträge» hinterlassen. Es sind oft die sensibelsten Mitglieder einer Familie, die mit feinen Antennen entsprechende Tabu-Themen aufspüren und zur Sprache bringen. Oder die darunter leiden, auf eine Weise, die zunächst rätselhaft erscheint. Die Therapie gleicht dann einer Detektiv-Arbeit: Wo gibt es Muster, versteckte Aufträge, leidvolle Wiederholungen? In welcher Generation wurde etwas nicht verarbeitet und wer war sensibel und stark genug, die unterdrückten Emotionen in sich aufzunehmen?

Gemeinsam mit meinen Klienten erstelle ich Genogramme – Familienstammbäume über drei Generationen, versehen mit den Lebensthemen, den Traumata, den Träumen und Enttäuschungen der einzelnen Personen und ihren Beziehungen untereinander. Viele Patienten werden sich auf diese Weise zum ersten Mal ihrer familiären, emotionalen Verstrickungen bewusst. Sie sind der Schlüssel zu einem besseren Verständnis ihres eigenen Ichs. Meist ist dies keine plötzliche Einsicht, sondern ein längerer Erkenntnisprozess. Die gesunde Ablösung von der Familie ist ein mitunter steiniger Weg, aber für uns alle eine existenzielle Lebensaufgabe, die uns hilft, ein freieres Leben zu führen.» ○

Sandra Konrad (*1975), Psychologin. Die Hamburgerin versucht, ihren Klienten zu erklären, wie wichtig es ist, sich der eigenen Biografie zu stellen – denn manche Familiengeheimnisse werden über Generationen niedergeschwiegen.

WIESO SOLLTE MAN KINDERN FRÜH SELBSTVERANTWORTUNG LEHREN?

«Heutzutage sind die wenigsten Jugendlichen mit etwa 20 Jahren, also am Abschluss ihrer körperlichen Entwicklung, in einem umfassenden Sinne selbstständig – die meisten sind es oft noch nicht einmal mit 30. Sie haben sich weder beruflich noch sozial in die Gesellschaft integriert und sind existenziell immer noch von den Eltern abhängig. Die berufliche Ausbildung dauert heute oft zehn und mehr Jahre. Die wenigsten jungen Erwachsenen verfügen über ein Einkommen, um sich eine eigene Existenz aufzubauen. So bleiben sie viel länger von den Eltern abhängig, als dies biologisch vorgesehen ist. Manche jungen Erwachsenen verbringen bis zu 15 Jahre in Wartestellung, bevor sich die Tür zur Gesellschaft öffnet. Wenn wir ihnen in dieser langen Phase der Adoleszenz keine Verantwortung und Entscheidungsmacht übertragen, können wir von ihnen auch nicht erwarten, dass sie – endlich selbstständig – plötzlich verantwortungsvolle Bürger sind.

Viele Eltern scheuen sich, den Jugendlichen ernste Aufgaben anzuvertrauen. Sie sind dankbar, wenn ihre Söhne und Töchter sich voll und ganz auf ihre Ausbildung konzentrieren. Die Jugendlichen sind aber durchaus bereit, schon in frühen Jahren Verantwortung zu übernehmen. Dies zeigt sich besonders im zwischenmenschlichen Bereich. Jugendliche, die man etwa bittet, sich um die kranke Grossmutter zu kümmern oder auf die kleinen Geschwister aufzupassen, blühen mitunter regelrecht auf. Es gibt etliche Studien, die belegen, dass jene Jugendlichen, die in der Familie schon früh Verantwortung übernehmen mussten, später beruflich erfolgreicher und sozial besser integriert sind. Ich bin überzeugt: Kinder sollte man bereits von klein auf zur Selbstständigkeit erziehen. Das bedeutet: Man vertraut darauf, dass sie sich entwickeln und – wenn sie kompetent genug sind – auch Aufgaben übernehmen wollen. Dazu gehört, dass sie ab und zu Fehler machen, denn die gehören zu jedem Lernprozess dazu. Und vor allem sollten die Eltern nie vergessen: Nicht mit Worten, sondern als Vorbilder tragen sie am meisten zur Entwicklung ihrer Kinder bei. Ist die Pubertät erst einmal voll entfaltet, können Mütter und Väter nur noch hoffen, dass sie ihre Sache gut gemacht haben. Denn von da an wird das Leben ihr Kind erziehen.» ○

Remo Largo (1943–2020), Mediziner und Psychologe. Der Entwicklungsexperte beklagt, dass Jugendliche häufig viel zu lange an die Eltern gebunden bleiben, und plädiert dafür, ihnen möglichst früh Verantwortung zu übertragen.



Hanna (26) und **Philipp** (28) wohnen zusammen in einer Wohngemeinschaft in Zürich, **Ewa** (24) und **Tobias** (28) auch. Sie alle sind queer und engagieren sich in der Milchg Jugend, dem Verein für «falschsexuelle» Jugendliche die sich als Teil der LGBTIA+-Community sehen. Zusammen mit **Max** (nicht im Bild) definieren sie sich als Wahlfamilie – besonders seit der Corona-Pandemie und der damals erlassenen «Fünferregel». Sie können sich vorstellen, dass ihre Verbindung über Jahrzehnte so stark bestehen bleibt und dass sie auch im Alter füreinander da sind.

Wann genau werden Menschen zur Familie?

«Wer Teil der queeren Community ist, ist automatisch auch Teil einer Familie. Queere Partys sind sozusagen unsere Familientreffen. Wir fünf bilden dabei die Kernfamilie und treffen dort auf Cousinen und Cousins – und ab und zu auch auf komische Tanten, die man vielleicht gar nicht sehen möchte, die aber trotzdem zur Familie gehören.»

FAMILIENBILDER

Die Familie und deren Strahlkraft
inspiriert seit jeher Kunst und Künstler.
Drei Betrachtungen von *Marleen Stoessel*.

Verführtes Denken, eine Szene aus dem Essay von Czeslaw Milosz (1911–2004)

Inmitten des schmutzigen und elenden Gewirrs eines ukrainisch-sowjetischen Bahnhofs zu Beginn des Zweiten Weltkriegs entdeckt der junge polnisch-litauische Dichter, Widerstandskämpfer und spätere Nobelpreisträger Czeslaw Milosz eine kleine polnische Bauernfamilie: die Mutter mit dem Baby an der Brust, der Vater, der dem etwas älteren Jungen einen Becher Tee zu trinken gibt. «Es war», so Milosz, «eine menschliche Familie, eine Insel inmitten der dem gewöhnlichen kleinen Menschsein so gänzlich entfremdeten Masse. Die Art, wie die Hand den Tee einschenkte, wie sie aufmerksam und zart dem Kind den Becher reichte, die besorgten Worte, die Besonderheit, die ganz persönliche private Isoliertheit dieser Menschen in der Menge – das hatte mich erschüttert. Und ich verstand für eine Sekunde, was mir sofort wieder entschwand.»

Milosz (1911–2004) erzählt diese Episode am Ende seines grossen Essays *Verführtes Denken*, das 1953 erschien und ihn schlagartig bekannt machte. Es ist seine Abrechnung mit dem kommunistischen Regime, auf das er, der im Warschauer Untergrund gegen die Besatzung der Nationalsozialisten gekämpft hatte, nach der Befreiung durch die Rote Armee kurzfristig Hoffnung gesetzt hatte. 1951 entschloss er sich nach innerem Kampf, den diplomatischen Dienst in der Volksrepublik Polen zu quittieren und ins Exil zu gehen, zunächst nach Paris, später dann in die USA, wo er 1961 in Berkeley einen Lehrstuhl für slawische Literatur übernahm.

Die geschilderte Szene ist ein aus den Tiefen seines Gedächtnisses auftauchendes Erinnerungsbild, das sich ihm in diesem lebenswichtigen Augenblick, als er den schweren Schritt ins Exil erwägt, einstellt – das teilhat an der schmerzhaften Entscheidung, Stellung und Privilegien aufzugeben, all jenen Verführungen und Korruptionen zu widerstehen, denen er in seinem Essay eine so feinfühligere wie scharfsichtige, die feinziselierten Strategien der Macht erhellende Analyse gewidmet hat. Es ist die pure Menschlichkeit dieser Familienszene, jenseits aller ideologischen Bekenntnisse und Vereinnahmungen, die ihn erschüttert. «Diese polnischen

Bauern», so schreibt er weiter, «waren sicherlich alles andere als kultiviert. Vielleicht konnte das Paar (...) nicht einmal lesen und schreiben. Die Menschlichkeit jedoch, die in ihnen erhalten geblieben war (...) Ich weiss nicht, ob die Liebe, mit der die lettischen Frauen ihre Gärten pflegten, ob der Aberglaube der polnischen Bäuerinnen, die allerlei angeblich mit Zauberkräften ausgestattete Kräuter sammeln, ob die Sitte, am Heiligen Abend für einen Fremdling ein Gedeck aufzulegen, nicht lauter Ansätze zu guten Kräften sind, die man entwickeln kann.»

Kultur, die wahre, so deutet Milosz an – das sind eben diese Kräfte der Menschlichkeit, ihr Einspruch gegen die Barbarei im Namen jedweder Ideologie, die in dieser Familienszene aufschimmern. Dieselben Kräfte, aus denen dem Dichter, der auch *Das Buch Hiob* ins Polnische übersetzte, die Kraft für das Exil erwuchs und für sein grosses, dem Humanen verpflichtete Werk.

Hiob Roman von Joseph Roth (1894–1939)

Beim Mahl am Seder-Abend, dem Vorabend des Pessach-Festes, bleibt ein Platz für einen Fremden frei – stellvertretend für den Propheten Elia, der als Ankündiger des Messias erwartet wird. Zu bestimmter Stunde wird zwischen den Psalmen, Gesängen und dem Vorlesen symbolisch die Tür für den Propheten geöffnet, für das stets erhoffte, gefühlte Wunder.

In Joseph Roths Roman *Hiob* von 1930, der in Amerika in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg spielt, taucht an einem solchen Seder-Abend kurz nach der Tür-Öffnung ein Gast auf, ein gutaussehender Fremder, der dem alten Mendel, dem verarmten, leidgeprüften Freund des Hausherrn, eine Botschaft überbringen möchte. Er stellt sich als Verwandter der Familie Mendels vor, der dessen früheres Haus in seiner früheren Heimat in Ostgalizien gekauft hat und ihm das Geld überreichen möchte. Doch die Gedanken Mendels, der bereits seine Frau und einen Sohn im Krieg verloren hat, kreisen all die Zeit um das



Aert de Gelder, *Die Heilige Familie*, 1685–1710, bpk / Gemäldegalerie, SMB / Jörg P. Anders.

Schicksal seines jüngsten kranken und behinderten Sohnes, Menuchim. Zu scheu, nach ihm zu fragen, hofft er doch vor allem, über dieses verschollene Kind, dem stets des Vaters grösste Sorge galt, etwas zu erfahren. Der Fremde nimmt den leer gebliebenen Platz ein, und als das Ritual beendet ist, fragt der um Mendels Ängste wissende Gastgeber an seiner statt – und die erste Botschaft des Fremden ist: Menuchim lebt! Und zögernd erzählt der fremde Gast die Geschichte, die, wie er am Ende bekennt, seine eigene ist: wie ein Arzt ihn heilte, ihn in seine Familie aufnahm, zum Musikstudium verhalf, bis er als hochverdienter Dirigent einer Militärkapelle in dieser Stunde zum Vater zurückkehrt. Er ist es selbst, Menuchim, der damals kaum sprechen konnte, doch stets so aufmerksam, mit etwas irrem Ausdruck, den Klängen der Lieder zu lauschen schien. Mendel, die irdische Verkörperung des biblischen Hiob – Mendel, so heisst es am Ende des Romans «schief ein. Und er ruhte aus von der Schwere des Glücks und der Grösse der Wunder».

Heilige Familie ein Bild des Rembrandt-Schülers Aert de Gelder (1645–1727)

Inmitten der ehrwürdigen wundervollen Rembrandts im Saal X der Berliner Gemäldegalerie trifft man unversehens auf ein Bild, das wie ein heiterer Strahl alle befangene Andacht durchbricht und den Betrachter zu einer ganz anderen Art der Andacht verführt: es ist die *Heilige Familie* des Rembrandt-Schülers Aert de Gelder (1645–1727). Wohl nie habe ich eine «Heilige Familie» so unheilig, unförmlich und fröhlich gesehen.

Aert (Arent) de Gelder hat dieses Bild Jahre nach dem Tod seines Meisters um 1680 gemalt. Die Ehrfurcht, zu der es mehr als zur Andacht verführt, ist die angesichts einer vollkommenen Menschlichkeit, mit der sich hier die göttliche Dreieinheit von Jesus, Maria und Josef präsentiert. Eine Ehrfurcht, die ein Lachen oder zumindest ein Lächeln in sich schliesst. So meint man förmlich

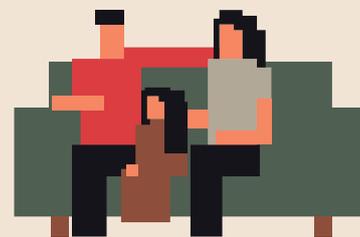
das «Eideidei» zu hören, mit dem Josef dem ungläubig strahlenden Kind die Apfelsine hinhält, die hier süsse Frucht, königliche Insignie, Weltkugel und Spielball in einem ist. Josef, der sichtbar betagt, unendliche Güte in seinem von grauem Barthaar umwucherten Gesicht, der Grossvater des Kindes sein könnte. Doch seit Abraham und Sarah wissen wir ja, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist, so wie bei der Jungfrau Maria. Die aber erscheint hier jenseits aller Attribute, die sie auf den meisten Darstellungen zur «unberührbaren Empfängnis» stilisieren. Breit dasitzend, ganz leibhaftige Mutter angesichts eines unfasslichen Glücks, hält sie wie weggetreten-selig das Kind im Arm, den Mund im Lächeln leicht verzogen, den Blick entrückt-verzückt auf das Söhnchen gesenkt, von dem sie, als der stärksten Lichtquelle, ihr eigenes Licht zu erhalten scheint. Eine kleine, in ihrer reichen Gewandung durch und durch orientalisierend wirkende Familie, die vergnügt und ohne Scheu ihr Glück, ihre Kinderliebe ausdrückt und geniesst – und zufällig keinen Geringeren als den «Erlöser» in ihrem Schoss hält, der jedoch auch nur ein Kind wie jedes andere ist. Kein Heiligenschein, keine gefalteten Hände deuten darauf hin. Denn als heilig erscheint hier nur das Glück des göttlichen Kindes – als Glück, das heilig und göttlich ist bei jedem Menschenkind. ○



Marleen Stoessel (*1943) studierte unter anderem Literatur, Kunstgeschichte und Philosophie und ist seit vielen Jahren für Zeitungen, Magazine, Rundfunk und Fernsehen tätig. Die Autorin lebt weitgehend in Berlin.

We are family

Beeindruckende und wichtige
Fakten zu Familien in der Schweiz.



36 199

Ehen wurden 2021 in der Schweiz geschlossen.

17 044

Ehen wurden 2021 in der Schweiz geschieden.

78

Prozent der in der Schweiz lebenden erwerbstätigen Mütter mit Kindern unter 25 Jahren arbeiten Teilzeit.

2500

Franken monatlich sind die durchschnittlichen Kosten, die für eine Familie mit zwei Kindern anfallen.

124

neue Fälle wurden 2021 von der Zentralbehörde zur Behandlung internationaler Kindesentführungen im Bundesamt für Justiz eröffnet.

2188

Kinder wurden 2017 in der Schweiz dank In-Vitro-Fertilisation geboren.

6000

Frauen pro Jahr lassen sich in der Schweiz mit IVF behandeln.

89 400

Babys kamen 2021 in der Schweiz zur Welt. Das ist die höchste Geburtenrate seit 1949.

13

Prozent der Kinder in der Schweiz leben in Einelternhaushalten.

21

Prozent der Schweizer Einelternhaushalte sind auf Sozialhilfe angewiesen.

85

Prozent der Schweizer Eltern wünschen sich mehr Zeit als Paar. (Studie von Sitly)

44

Prozent der Schweizer Väter und Mütter fühlen sich ständig gestresst. (Studie von Sitly)

20 000

Kinder leben schätzungsweise in der Schweiz in Pflegefamilien und Heimen.

72

Prozent der Schweizer Opfer von häuslicher Gewalt sind weiblichen Geschlechts.

51

Prozent der Schweizer finden, dass ein Kind auch glücklich sein kann, wenn es bei einem gleichgeschlechtlichen Paar aufwächst.

467

Adoptionen gab es 2021 in der Schweiz.

49,5

Prozent der Paare ohne Kinder erledigen die Hausarbeit gemeinsam. Sobald Kinder da sind, wird die Hausarbeit in 68,8 Prozent der Fälle von Frauen erledigt.

4500

Franken kostet eine Nanny im Schnitt pro Monat.

40

Prozent der Schweizer Familien nutzen eine institutionelle Kinderbetreuung.

50 000

Franken pro Jahr bezahlt eine Familie mit zwei kleinen Kindern in den meisten Schweizer Städten für zwei Krippenplätze mit vollzeitlicher Betreuung.

55,5

Milliarden Franken besitzt die reichste Familie der Schweiz, die Ikea-Gründer Kamprads.

0,1

Prozent der Schweizer Haushalte bestehen aus gleichgeschlechtlichen Paaren mit mindestens einem Kind unter 25 Jahren.

31,1

Jahre ist das Durchschnittsalter von Frauen in der Schweiz bei der Geburt ihres ersten Kindes. 1970 betrug es noch 25,5 Jahre.

69

Prozent der Frauen und 62 Prozent der Männer in der Schweiz sind Eltern von einem oder mehreren leiblichen oder adoptierten Kindern.

4185

Mal wurde 2021 der Schweizer Elternnotruf gewählt. Die durchschnittliche Dauer einer Beratung betrug 24 Minuten.

4374

Babys kamen 2021 in der Schweiz dank einer Samenspende auf die Welt.

5

Prozent der Eltern in der Schweiz leiden unter einem Burnout. Damit gehört die Schweiz zu den Top Ten der Länder, die am stärksten von elterlichem Burnout betroffen sind.

32,2

Prozent der Eltern in der Schweiz gaben in einer Studie von 2020 an, ihre Kinder regelmässig psychisch zu bestrafen, und 4,4 Prozent, körperliche Gewalt anzuwenden.

59

Prozent der kinderlosen 25- bis 39-Jährigen in der Schweiz erwarten, dass ein Kind ihre Freude und Zufriedenheit im Leben erhöhen würde.

Menschenkinder!

Die kürzeste Ehe, die grösste Familie, das erste Retortenbaby: Fakten, die das Familienglück mitprägen.



4.7

Kinder brachten Frauen 1950 durchschnittlich zur Welt – so der globale Durchschnitt. 2017 waren es noch 2,4. Forscher vermuten, dass es bis zum Ende dieses Jahrhunderts noch 1,7 Kinder sein werden.

80

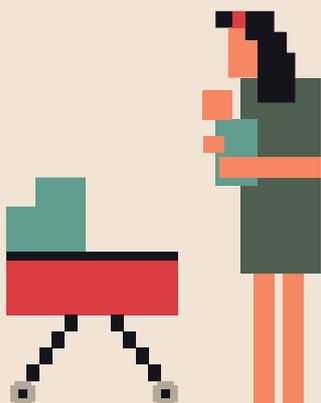
Jahre beträgt der Ehe rekord im *Guinness-Buch der Rekorde*. John und Charlotte Henderson sind somit das am längsten verheiratete Paar der Welt.

3

Minuten dauerte die kürzeste Ehe der Welt, bevor sie wieder geschieden wurde. Dieser Rekord wurde in Kuwait aufgestellt.

73

Prozent der westlichen Männer sind bei der Geburt dabei, 65 Prozent davon klagen danach über zu wenig Sex.



1978

kam im Royal Hospital der englischen Kleinstadt Oldham Louise Brown zur Welt, das erste Retortenbaby.

13

Millionen Menschen verbindet der grösste Stammbaum der Welt, wie eine Studie des New Yorker Genome Centers zeigt.

1901

erschien der Roman *Buddenbrooks*, der erste Familienroman mit Weltformat, für den Thomas Mann 1929 den Nobelpreis bekam. Das Werk wurde in 38 Sprachen übersetzt und auf Deutsch 8 Millionen Mal verkauft.

69

Kinder brachte die Gattin des Bauern Fjodor Wassiljew aus dem russischen Schuja auf die Welt, so festgehalten im *Guinness-Buch der Rekorde*.

5

Familien oder Five Families ist die Bezeichnung der italo-amerikanischen Mafia-Organisation im Bundesstaat New York, die zur Cosa Nostra gehört.

4500

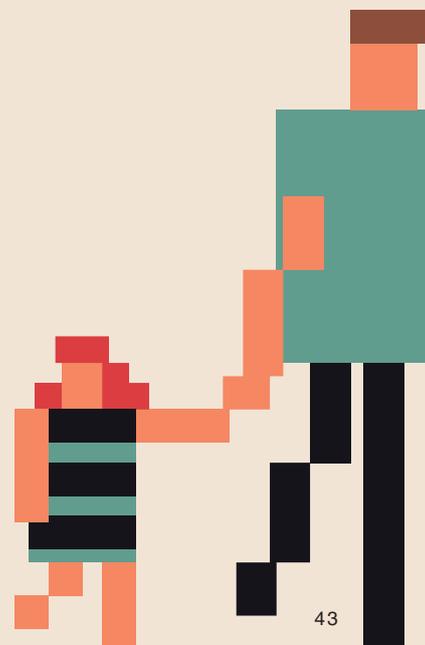
Jahre alt sind die Familiengräber von Eulau in Sachsen-Anhalt. DNA-Analysen haben bestätigt, dass es sich bei den in den Gräbern Bestatteten um die bisher älteste Kernfamilie der Welt handelt.

5000

Verwandte nahmen 2012 am grössten Familienfest der Welt teil. Die Nachkommen eines Paares aus dem 17. Jh. trafen sich im Saint-Christophe-du-Ligeron in Westfrankreich.

39

Ehefrauen, 94 Kinder, 14 Schwiegertöchter und 33 Enkelkinder vereinte der Inder Ziona unter seinem Dach – die grösste Familie der Welt.



Die Schatzhüter

Geschwisterbeziehungen werden wenig erforscht – und oft verkannt. Ein Exposé zu deren Dynamik.

Tilman Allert

Wie eng Geschwister verbunden sind, zeigt sich am Beispiel von Hans und Sophie Scholl. Im Jahr 2021 – anlässlich zum hundertsten Geburtstag von Sophie Scholl – wurde die heroische Tat der beiden vom Februar 1943 aufs Neue gewürdigt (siehe Kasten). Dank der Forschungsarbeiten des Münchner Historikers Hans Günter Hockerts erscheinen die Ereignisse des verhängnisvollen Tages in einem neuen Licht, für das Thema Geschwisterbeziehungen sind sie von systematischer Bedeutung.

Sophie, als Jüngere nicht ernst genommen und daraufhin nicht in die strategischen Pläne der Widerstandsgruppe «Weisse Rose» eingeweiht, gerät im Augenblick, an dem ihr die ersehnte Gleichrangigkeit zugestanden wird, in den Sog eines Impulses – und führt sich und ihren Bruder damit ins Verderben. Dieser historisch prägnante Fall verweist auf die Ausdrucksformen geschwisterlicher Zuneigung. Diese kann Liebe, Bewunderung bis zur Identifikation umfassen – oder aber Rivalität und Ablehnung. Die Wirksamkeit dieses Gefüges beschert dem

Familienleben anhaltende Turbulenzen. Ausschliesslich dem Familienleben, jedoch nicht darüber hinaus.

Geschwister sind nicht statusrelevant

Geschwister bilden eine Konfiguration eigener Art. Dass deren Beziehung bislang in der Wissenschaft wenig Aufmerksamkeit erfahren hat, ist nicht verwunderlich. Im freudianischen Exposé des Familiensystems erscheinen sie als zweitrangig. Es kommt ein sozialer Aspekt hinzu. Ein Geschwister zu haben, ist nicht statusbedeutsam, Geschwister sind für die Person ohne Karriererelevanz. Ihre Wirkung auf die Person entfalten sie somit familienintern und sorgen für Schwung im Familienleben.

Allenfalls im Milieu der Prominenz können sie mit Aufmerksamkeit rechnen – in den Fällen, bei denen ein prestigeträchtiges biographisches Profil im Schlepptau die Aufmerksamkeit auf ein Geschwister auf sich zieht und der Erfolg des einen im Lichte des Erfolgs



Caroline Minjolle, *Winterthur 2000*, Bild aus der Reihe *Monozygotes – jumelles depuis 1964*.
Fotografie. © 2022 Caroline Minjolle, ProLitteris, Zurich.

des anderen herausgestellt wird. Derartige Demonstrationen von Gemeinsamkeit, die die Strahlkraft eines familialen Gefüges suggerieren, entstammen dem Zirkus oder der Schaustellerei. In der Moderne haben sie kaum überlebt. Eltern und nicht Geschwister sind die Weichensteller personaler Autonomie – ein «ehernes» Gesetz der Moderne, in der die Familienbeziehungen einen dramatischen Wandel erfahren haben.

Eine konstante Generationeneinheit

Seinen deutlichsten Ausdruck findet dieser Wandel in all den möglichen Ausprägungen und Zusammensetzungen familienähnlicher Beziehungen, stimmiger sollte man von Intergenerationenbeziehungen sprechen. Denn das bürgerliche Modell der Familie hat seine Vorbildfunktion längst eingebüsst, und die Eltern-Kind-Beziehung zeigt sich in der Gegenwartsgesellschaft in einer bunten Vielfalt. Bemerkenswert konstant erscheint demgegenüber die Geschwisterbeziehung. Gerade in diesem Lichte ist es reizvoll, der Bedeutung von Geschwistern im dynamischen Gefüge der Familie nachzuspüren. Sie bilden

immerhin eine Generationseinheit, stehen in verwandtschaftlichem Bezug untereinander im Schatten der Elternbeziehung. Geschwister sind Virtuosen des Beobachtens, des Bewunderns und Beneidens: Eine Virtuosität, in den meisten Fällen sogar *sans savoir*.

Wieso gibt es überhaupt Kinder, was verstehen wir unter einem Kind im anspruchsvoll philosophischen Sinn? Die Liebe des Paares, eine zeitlich unbefristete, wechselseitige Zuneigung, die eine entwicklungsoffene Konstellation zweier Menschen darstellt, erfährt im Kind eine Objektivation, eine Anschaulichkeit. Das Kind repräsentiert darin den Vorgriff auf die Zukunft – die tragende Unendlichkeits-Phantasie des Paares, die einzig durch die Sterblichkeit in Frage gestellt ist. Es personifiziert Ewigkeit, das leibhaftig Anschauliche der Liebe – und gleichzeitig eine notorische Irritation, das Dritte, das in der Zweierbeziehung stört.

Universalgeschichtlich betrachtet, ist diese Ambivalenz in Beziehungen zwischen Eltern und Kindern fest eingebaut und meist unhintergebar: Eine dynamisch konfliktuöse Zuneigung entsteht, mit Eifersucht als Kehrseite. Sie umschreibt nicht etwa eine Ab-



Caroline Minjolle, *Biarritz 1980*, Bild aus der Reihe *Monozygotes – jumelles depuis 1964*.
Fotografie. © 2022 Caroline Minjolle, ProLitteris, Zurich.

weichung von der Norm, vielmehr ist sie eine übliche Beziehungsform, die im Kern von einer ständigen kommunikativen Spannung durchzogen ist. Sie ist geprägt durch die Spannung zwischen Einheit und Differenz, das Auf und Ab von Streit und Versöhnung im Modus der Rivalität. Hier kommen Geschwister ins Spiel. Unter Gleichaltrigen lässt sich unmittelbar verfolgen, was auf einen im Leben zukommt. Man schaut sich um, man beobachtet, Menschen beobachten sich, Geschwister beobachten sich, sie verbünden sich, bilden Komplizenschaften oder kultivieren in scharfer Abgrenzung voneinander den eigenen Weg.

Gerade die mangelnde Anerkennung ihres Verhaftetseins in Familienbeziehungen bietet Freiräume für Neugier und initiiert das Motiv, der Rätselhaftigkeit des eigenen Daseins mit Blick auf andere auf die Spur zu kommen. Geschwister umschreibt somit eine komplexe seelische Konstellation – eine Bezugnahme auf mindestens ein weiteres Kind der gleichen Generation. Man ist als Kind, als Mädchen oder als Junge nicht allein und bildet mit seinesgleichen eine Untergruppe eigener Art. So einfach: Doch die Reibungen und Überschneidungen, die Eifersucht und die Konkurrenz, die grenzenlose Bewunderung wie die schroffe Distanz sind an dieser Stelle schon spürbar.

Alle sind gleich

Mit Ausnahme der Monarchie, die durch institutionell vorgegebene Regelungen eine Rangordnung unter

den Geschwistern qua Geburtsstatus festlegt, hat die Stellung in der Geburtenreihenfolge jede Relevanz eingebüsst. Geschwister begegnen sich folglich normativ gleichrangig. Und gerade dieser Umstand lässt die eingangs genannte Trias von Beobachten, Bewundern und Beneiden richtig Fahrt aufnehmen. So entsteht die Position des oder der Ältesten, die aus privilegierter Nähe zu den Eltern eine Art Vorrecht herleitet, die jüngeren Geschwister zu erziehen. So entsteht aber auch die Position des Nesthäkchens, das aus seiner «verspäteten Ankunft» das Vorrecht exklusiver Zuneigung ableitet. Koalitionsbildungen von der Komplizenschaft bis zum Streitschlichter – unendliche Kombinationen sind denkbar und werden im eigenen Leben ausgespielt – ein unbewusster Vorgang, kämpfend, spielend, und mit dem Ziel, dem eigenen Lebensentwurf in Annäherung und Abgrenzung Kontur zu verleihen.

Wichtige Geheimnisträger

Geschwister sind auch Geheimnisträger. Familien definieren sich über ein eigenes Gedächtnis. Sie sind eine Instanz, die der unendlichen Vielfalt von gemeinsam erfahrenen Ereignissen, gemeinsam Erlebtem, der Platzierung im historisch-sozialen Raum einer Gesellschaft eine identifizierbare Geschichte entnimmt. Zwei Familienmitglieder erkennen sich darin wieder und darüber hinaus definiert dieser Erfahrungshintergrund das Verhältnis untereinander. Geschwisterbezie-



Sophie und Hans Scholl: Gemeinsam in den Tod

Im Februar 1943: Zusammen mit ihrem Bruder Hans und weiteren Mitgliedern der «Weissen Rose» hilft Sophie Scholl bei der Verteilung von Flugblättern an der Münchner Universität. Eine Widerstandsgeste, ein Aufruf gegen die Diktatur des nationalsozialistischen Regimes, den sie nach ihrer Verhaftung in einem flammenden Bekenntnis zum Leben in Freiheit unterstreicht – eine mutige Aktion aus dem Kreis der akademischen Jugend, die die Geschwister Scholl mit dem Leben zu zahlen hatten.

Die Geschichte des Widerstands gegen das NS-Regime enthält viele Beispiele des Nichtgelingens. Ohne politische Wirkung bleibt auch dieser Protest der Geschwister Scholl. Mit Folgen, wie die Nachkriegszeit die verschiedenen Widerstandsversuche später würdigt. Dem bürgerlichen Widerstand der «Weissen Rose» widerfährt lange Zeit keine historisch realitätsgerechte Einschätzung. Ein Detail, die sogenannte «Dummheit» Sophies, gab dafür den Ausschlag. Nachdem im Hauptgebäude der Münchner Universität am 18. Februar 1943 alles wie geplant verlaufen war, hatte sie – in euphorischer Stimmung – kurz vor dem Abschluss der erfolgreichen Aktion einen Stapel Flugblätter von der Ballustrade des Universitätsinnenhofs gestossen.

Sophie, die aus Bewunderung ihres Bruders an dessen Aktionen in der «Weissen Rose» ungeduldig Anteil nahm, wurde zum Verteilen der Flugblätter zum ersten Mal in strategisch wichtiger Mission eingesetzt. Viele Details zum Handeln der Geschwister legen, so der Münchner Historiker Hans Günter Hockerts, der die Ereignisse wissenschaftlich erforscht hat, den Schluss nahe, dass es sich bei jener verhängnisvollen Panne «um einen Akt der Überbietung in der Dynamik der Geschwisterkonkurrenz handelte». Das Handeln, was Vorbereitung und Durchführung der Aktion angeht, ist tatsächlich von der Dynamik der Geschwisterbeziehung unterlegt, bestimmt von grenzenloser Zuneigung und Liebe ebenso wie vom Wunsch zu überbieten. Der unverrückbaren Position des jüngeren Geschwisters stellt Sophie das Charisma eines demonstrativen Mutes entgegen. Ein Mut, der an Übermut grenzt, jedoch motivisch nicht mehr ist, als ihre Verlässlichkeit unter Beweis zu stellen, die ihr geliebter Bruder dermassen bewundert.

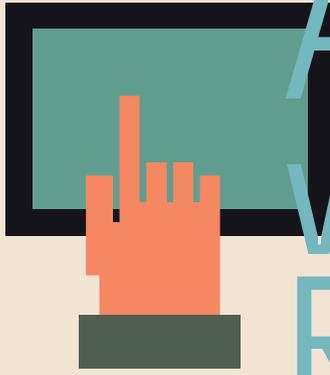
Die Folgen sind bekannt: Der Flugblätterregen fiel sofort auf, hatte eine Verfolgung der Initianten mit anschliessender Festnahme ausgelöst. Diese nahm bekanntlich noch am selben Tag mit der Verurteilung als Staatsfeinde und der anschliessenden Hinrichtung der Geschwister ein grausames Ende. Lange Zeit schien die «Dummheit» und infolgedessen die Vorgeschichte der Flugblattaktion einer seriösen wissenschaftlichen Rekonstruktion im Wege zu stehen. Hans Günter Hockerts hat dieses Versäumnis nun nachgeholt. ○

hungen hüten diesen in tausend Geschichten gesammelten Schatz von Erinnerungen als ein Geheimnis eigener Art.

Geschwister repräsentieren nicht erzählte Geschichte eines familialen Kosmos. Sie greifen Elemente des Familiengedächtnisses auf, Spuren einer Gemeinsamkeit, die selten Gegenstand von Erinnerungen gewesen sind, handlungswirksam gleichwohl. Ihre Rolle als Schatzhüter umschreibt eine Dimension der Zusammengehörigkeit, die zu artikulieren womöglich allein der Kunst und der Literatur vorbehalten bleibt – affektiv wahrheitsgemäss in den literarischen Text oder die Sprache des Bildes übersetzt. ○



Tilman Allert (*1947)
ist Autor und emeritierter
Professor für Soziologie
und Sozialpsychologie.



Alles, was Recht ist

Die Familie und ihre Mitglieder sind gesetzlich geschützt. Eine Übersicht der Regelungen im Zeitraffer.

Das einst kirchlich und kantonal geprägte **Eherecht** wird 1874 zur Bundeskompetenz erhoben. Der Bundesgesetzgeber führte die obligatorische Zivilehe ein, beseitigte konfessionelle Ehehindernisse und sieht die Möglichkeit der Ehescheidung vor.

Das **Schweizerische Zivilgesetzbuch** von 1907 (in Kraft seit 1912) bleibt lange Zeit unverändert, bis mit gesellschaftlichen Veränderungen und der Einführung des **Frauenstimmrechts** 1971 eine Reihe von Revisionen ausgelöst wird.

Im Jahr 1973 tritt das neue **Adoptionsrecht** in Kraft, welches unter anderem anstelle des bisherigen Instituts der Kindesannahme die Volladoption mit sich bringt.

Die **Revision des Kindesrechts** von 1976/1978 führt die Gleichstellung nicht-ehelich geborener mit ehelich geborenen Kindern ein, womit ein starker Legitimationsverlust der Ehe verbunden ist. Neben einer Reihe von neuen Kindeschutzmassnahmen wird zudem die Maxime des Kindeswohls als Grundsatz für das gesamte Kindesrecht verankert.

Erst im Jahr 1988 wird – mit der vom Volk knapp angenommenen Reform des Eherechts – im Schweizer Familienrecht der Schritt zur **formalen Gleichstellung von Frau und Mann** vollzogen. Seither gelten Frau und Mann als gleichwertige Partner, die gemeinsam das Eheleben gestalten, für das Wohl der Familie sorgen und einen ihren Fähigkeiten entsprechenden Beitrag an den Familienunterhalt leisten. Ausserdem löst die Errungenschaftsbeteiligung die altrechtliche Güterverbindung als ordentlichen Güterstand ab und schreibt bei der güterrechtlichen Auseinandersetzung die je hälftige Beteiligung am Vorschlag beider Ehegatten vor.

Seit 1996 gilt nun auch in der Schweiz das **Ehefähigkeitsalter von 18 Jahren** für Frau und Mann.

Mit der **Scheidungsrechtsreform** im Jahr 2000 wird das Verschuldensprinzip im Bereich der Scheidungsgründe und der vermögensrechtlichen Scheidungsfolgen abgeschafft. Nunmehr kann unabhängig von Gründen die Scheidung verlangen, wer ein gemeinsames Gesuch einreicht oder den Ablauf der Frist des Getrenntlebens abwartet. Zudem finden der obligatorische Vorsorgeausgleich sowie die gemeinsame elterliche Sorge geschiedener und nicht verheirateter Eltern Eingang ins ZGB.

Obwohl materiell ebenfalls zum Familienrecht gehörend, wird das am 1. Januar 2007 in Kraft getretene **Partnerschaftsgesetz (PartG)** spezialgesetzlich geregelt und stellt heute gleichgeschlechtlichen Paaren die eingetragene Partnerschaft als rechtliches Institut zur Verfügung.

Seit 1. Januar 2013 behalten die Eheleute ihren jeweiligen Namen, können aber gegenüber der Zivilstandsbeamten bzw. dem Zivilstandsbeamten erklären, dass sie den Namen der Braut oder des Bräutigams als **gemeinsamen Familiennamen** tragen wollen. Behalten die Brautleute ihren jeweiligen Namen, müssen sie bei der Eheschliessung bestimmen, welchen Namen ihre gemeinsamen Kinder tragen sollen.

Ebenfalls 2013 tritt die Revision des **Vormundschaftsrechts** in Kraft, das seither Erwachsenenschutzrecht heisst. Seit der Revision sind flexiblere Schutzmassnahmen möglich und das Selbstbestimmungsrecht wurde gestärkt. Mit der Revision der Pflegekinderverordnung (PAVO) wird die Vermittlung von Plätzen in Pflegefamilien im In- und Ausland sowie weitere Angebote wie die begleitende Unterstützung von Pflegefamilien einer Melde- und Aufsichtspflicht unterstellt. Ausserdem wird die Bewilligungspflicht hinsichtlich der Betreuung von Minderjährigen in einer Pflegefamilie erweitert. Eine zentrale kantonale Behörde beaufsichtigt die Anbieter dieser Dienstleistungen und kann bei schwerwiegenden Mängeln deren Tätigkeit untersagen bis die Mängel beseitigt sind.

Die **gemeinsame elterliche Sorge** von geschiedenen und nicht verheirateten Eltern stellt seit 1. Juli 2014 den Regelfall dar. Nur sofern die Interessen des Kindes gefährdet sind, rechtfertigt es sich, die elterliche Sorge einem Elternteil vorzuenthalten. Im Vordergrund steht das Wohl des Kindes.

Im Recht der **Fortpflanzungsmedizin** nehmen Volk und Stände am 14. Juni 2015 eine Änderung an, wonach die medizinisch unterstützte Fortpflanzung unter bestimmten Voraussetzungen zulässig ist. Die darauffolgende Änderung des Bundesgesetzes über die medizinisch unterstützte Fortpflanzung (FMedG) wird am 5. Juni 2016 in einer Referendumsabstimmung angenommen. Eine wesentliche Neuerung stellt Art. 5a FMedG dar, welcher die Untersuchung des Erbguts von Keimzellen sowie deren Auswahl nach Geschlecht oder anderen Eigenschaften bei schweren Erbkrankheiten oder chromosomalen Eigenschaften, welche die Entwicklung des Embryos beeinträchtigen, zulässt.

Seit dem 1. Januar 2017 ist das neue **Kindesunterhaltsrecht** in Kraft. Neu haben die Eltern selber untereinander auszumachen, wer in natura erfüllt und wer durch Geldzahlungen einen Beitrag an die Betreuung des Kindes leisten soll. Durch den Betreuungsunterhalt hat das Kind selber gegenüber dem nicht betreuenden Elternteil einen Anspruch auf einen Unterhaltsbeitrag, der eine optimale Betreuung ermöglichen soll, sei es durch die Eltern oder Dritte (Tagesmutter, Krippe). Des Weiteren tritt am 1. Januar 2017 die Revision der beruflichen Vorsorge bei der Scheidung in Kraft. Der berechnete Ehegatte wird durch die Neuerungen besser geschützt.

Mit der Revision des **Adoptionsrechts** (seit 1. Januar 2018 in Kraft) wird unter anderem das Mindestalter für Adoptiveltern von 35 auf 28 Jahre herabgesetzt und die Adoption für Paare, welche in einer stabilen faktischen Lebensgemeinschaft leben, geöffnet. Ebenfalls dürfen identifizierende Informationen über das minderjährige Kind den leiblichen Eltern mit Zustimmung des urteilsfähigen Kindes und der Adoptiveltern bzw. nur mit Zustimmung des volljährigen Kindes bekannt gegeben werden.

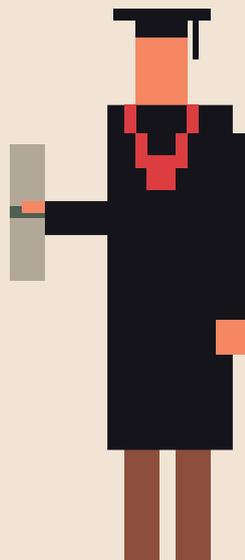
Seit dem 1. April 2018 ist das Übereinkommen des Europarats zur **Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen** und häusliche Gewalt (Istanbul-Konvention) in der Schweiz in Kraft. Die Konvention stellt sicher, dass Frauen und Mädchen europaweit gegen jegliche Form von Gewalt geschützt werden.

Am 1. Januar 2019 sind neue Regelungen im Zivilgesetzbuch in Kraft getreten, die den **Schutz von Kleinkindern vor Misshandlung und Missbrauch** verbessern. Die Pflicht, bei Verdacht auf eine Kindeswohlgefährdung Meldung an die Kindesschutzbehörde zu erstatten, gilt neu auch für Fachpersonen, die beruflich regelmässig mit Kindern Kontakt haben.

Auf den 1. Januar 2020 wird die **zehntägige Bedenkfrist** zwischen dem Abschluss des Vorbereitungsverfahrens und der Eheschliessung abgeschafft. Die Wartefrist war ein Überbleibsel des bis 1999 abgeschafften Verkündverfahrens und erfüllte seither keinen praktischen Zweck mehr.

Die **«Ehe für alle»** tritt am 1. Juli 2022 in Kraft. Gleichgeschlechtliche Paare können ab dem 1. Juli 2022 heiraten oder ihre eingetragene Partnerschaft in eine Ehe umwandeln.

Menschen mit **Transidentität** oder einer Variante der Geschlechtsentwicklung können ihr Geschlecht und ihren Vornamen im Personenstandsregister künftig rasch und unbürokratisch seit dem 1. Januar 2022 ändern.



Alles,
was
Recht
ist



Caroline Minjolle, Bonn 1984,
Bild aus der Reihe *Monozygotes –
jumelles depuis 1964*.
Fotografie. © 2022 Caroline
Minjolle, ProLitteris, Zurich.

Gemietetes Glück

Schriftstellerin Elif Batuman (*Die Besessenen, Hört einmal zu*) verfasste für das Magazin *The New Yorker* einen preisgekrönten Text über eine japanische Agentur, die Familienglück verkauft. Auch wenn sich die Geschichte als Fake herausstellte: Das Echo, die sie bewirkte, zeigt: Das Bedürfnis nach Nähe ist gross.

«Wie erfahren wir heute überhaupt noch Intimität?», fragt Philosoph Kai Marchal in seinem Essay, das er für das deutsche *Philosophie Magazin* schrieb. Sein Rat: «Manchmal hilft es, in die Ferne zu schauen, um Antworten auf solche Fragen zu finden.» Als Fallbeispiel zitiert er einen klugen Text, den die Schriftstellerin Elif Batuman im April 2018 für die amerikanische Zeitschrift *The New Yorker* geschrieben hatte. Das Essay wurde in der Folge mit einem wichtigen amerikanischen Journalistenpreis ausgezeichnet und stiess auf grosses Medieninteresse. Der deutsche Regisseur Werner Herzog beispielsweise drehte einen Spielfilm zum Thema.

Im Beitrag der Schriftstellerin, so Kai Marchal, werde die Zukunft der Intimität plötzlich entzifferbar. Die US-Autorin beschreibt in ihrem Essay, wie die zunehmende Vereinsamung und Überalterung der Bevölkerung zur Entwicklung einer neuen Form von Patchworkfamilie geführt hat; das vorhandene Bedürfnis nach familiärer Geborgenheit werde von

Japanern jeden Geschlechts, jeder Altersgruppe und sozialer Herkunft gestillt, indem sie sich bei der japanischen Agentur «Family Romance» eine Familie leihen, stunden-, tage- oder sogar monateweise. Ein Witwer beispielsweise, der sich mit seiner Tochter zerstritten hat, bezahlt zwei Frauen dafür, ihm halbtags die verloren gegangenen Familienmitglieder zu ersetzen; eine schwangere Frau mietet sich eine Mutter, um ihren Freund dazu zu bringen, die Vaterschaft anzuerkennen; weibliche Singles legen sich einen Verlobten zu, um ihn ihren Eltern vorführen zu können (andere lassen sich gleich für umgerechnet zehntausende Franken von dieser Agentur eine falsche Hochzeit organisieren). Philosoph Kai Marchal bilanziert: «Eine düstere Vision.»

Wie sich in der Folge jedoch herausstellte, wurde Elif Batuman systematisch vom Chef der Agentur Yuichi Ishii hinters Licht geführt. Zwar gibt es in Tokio tatsächlich eine Einrichtung namens «Family Romance», doch werden deren Dienstleistungen kaum in Anspruch genommen; und die Interviews, auf denen Batumans vielbeachteter Text beruht, strotzen vor Lügen. Kai Marchal folgert: «Mit einem Wort: «Family Romance» ist wirklich, aber nur als Zukunftswunsch, abgekoppelt von der sozialen Realität.» Was dieses Beispiel aber doch zeigt: Die Sehnsucht nach Nähe, real oder gekauft, ist gross. ○

Früher war alles besser

Kümmerten sich Mütter vor Generationen tatsächlich mehr um ihre Kinder, hielten Ehen länger? Familienmythen auf dem Prüfstand.

Familie – das sind Vater, Mutter und Kind. Stimmt nicht.

DIE Familie gab es nie, denn je nach kulturellem Umfeld setzten sich Familien in verschiedenen Epochen ganz anders zusammen. Einst war hierzulande das Gesinde mit eingeschlossen. Und bei einigen nordamerikanischen Indianern wohnten verheiratete Frauen und Kinder im Haushalt der Mutter. Dass Familien im Kern aus einem Paar bestehen, ist ebenfalls kein universelles Muster: Bis in die Gegenwart gibt es in vielen Gesellschaften Polygamie.

Familie gab es schon immer. Stimmt nicht.

Bei Griechen und Römern zählten Sklaven zur familia, wie sie in Rom hiess. Dieses Prinzip hielt sich in Europa bis in die Neuzeit: Zur Hausgemeinschaft, die gleichzeitig auch eine Wirtschaftsgemeinschaft war, gehörten Knechte und Mägde. Sie arbeiteten gemeinsam mit den Familienangehörigen, wohnten im selben Haus und unterstanden rechtlich dem Hausherrn. Der Begriff «Familie» tauchte erst Ende des 17. Jahrhunderts in der deutschen Alltagssprache auf. Erst im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts setzte sich dann die Vorstellung einer Kernfamilie aus Vater, Mutter und Kindern durch.

Früher haben die Menschen jünger geheiratet. Stimmt nicht.

Im alten Griechenland lag das Heiratsalter von Männern bei ungefähr 30, Frauen konnten allerdings schon mit 15 vermählt werden. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit heirateten beide Geschlechter in Westeuropa vergleichsweise spät – erst mit Ende 20. Nur Adlige legten früher den Eheschwur ab. Heiraten und eine Familie gründen durfte erst, wer wirtschaftlich selbstständig war. Vor allem in den Unterschichten blieb deshalb ein beträchtlicher Anteil der Bevölkerung – in Kärnten etwa im 19. Jahrhundert 40 Prozent – unverheiratet.

Früher hatten die Menschen mehr Kinder. Stimmt nicht.

In Nordwesteuropa sorgte das relativ hohe Heiratsalter lange Zeit für eine natürliche Geburtenkontrolle. Die war auch nötig, denn Kinder mussten versorgt werden: Mädchen brauchten eine Mitgift, Jungen ein Erbe. So gab es von der Antike bis ins 19. Jahrhundert hinein verschiedene Formen der «nachgeburtlichen Geburtenkontrolle»: Kinder wurden ausgesetzt oder absichtlich vernach-

lässigt. Aus diesem Grund hatten uneheliche Kinder weniger Überlebenschancen, ebenso wie Spätgeborene in kinderreichen Familien.

Früher gab es vor allem Grossfamilien. Stimmt nicht.

Dass mehrere Generationen unter einem Dach zusammenlebten, war in Westeuropa eher selten. Zum einen lag das daran, dass die Menschen früher nicht so lange lebten und viele Eltern deshalb nie Grosseltern wurden. Zum anderen gründeten verheiratete Paare im römischen Reich und in Nordwesteuropa oft einen eigenen Haushalt. Zahlen aus England zeigen, dass zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert durchschnittlich 4,75 Personen in jedem Haushalt lebten, Eltern, Kinder und Bedienstete eingeschlossen. Erst im 20. Jahrhundert gab es häufig Drei- oder sogar Vier-Generationen-Haushalte.

Früher hielten Ehen länger. Stimmt teilweise.

Ehen dauerten bis in die frühe Neuzeit hinein aufgrund der hohen Sterblichkeit selten so lange wie heute. Im römischen Reich wurde etwa jede sechste Ehe innerhalb von fünf Jahren durch den Tod eines Partners beendet. Aber auch Scheidungen waren in Griechenland und im römischen Reich rechtlich und moralisch kein Problem – und vor allem im alten Rom sehr häufig. Dagegen sorgte die wirtschaftliche Funktion der Familie bis ins 20. Jahrhundert oft dafür, dass Paare sich nicht trennten.

Früher waren Mütter mehr für ihre Kinder da. Stimmt nicht.

In Rom und Griechenland waren häufig Sklaven und Ammen die Bezugspersonen der Kinder. Vor allem in den Oberschichten stillte die Amme die Babys. Auch im Mittelalter und in der frühen Neuzeit vertraute man häufig auf sie. Erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts propagierten Mediziner, dass Mütter ihre Kinder selbst stillen sollten. Vor allem in der Unterschicht blieben Ammen jedoch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Dienst: Die Frauen gaben ihre Kinder bei ihnen in Pflege, damit sie arbeiten gehen konnten.

VERNISSAGE

Rückblick auf die Vernissage zur Ausstellung «Der Tod» am 15. Mai 2022 im Vögele Kultur Zentrum.



Karolina Widla, Jean-Daniel Strub



Monica Vögele, Mona Fischer



Reto Bühler, Alexandra Könz



Martin und Regula Graf



Marianne Breu



Kristina Sufin, Mualla Mouget, Vilija Litvinaite



Ruth Lynn, Verena Hanselmann



Nicoletta und Gian-Felix Hösli-Gschwend



Romy Bohnenblust, Peter Ernst



Barbara Schärz, Reto Knobel



Barbara Bleisch mit Johanna und Selma



Maxime Laurent-Montagne,
Charlotte Dewitte

Fotos: Sara Keller



Cynthia Fleischmann, Geoff Linsell



Anja und Claudius Casper



Alia Al-Khadra, Xenia Kaiser



Liliane Corcha, Stéphanie Lan-Anh Berger



Liliane Weber-Oberholzer, Flemming Gubler



Ruth Thomas



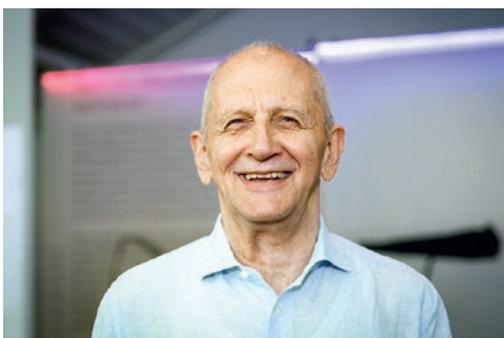
John und Romina Huizing mit Elena



Andrea Gerber



Christoph und Johanna Steiner



Fritz Fuchs



Renate Kehrberger, Cynthia Gut



Maggie Burlet Schwander und Michel Schwander



Pit und Connie Marty



Yannick und Nicky Hausmann,
Rita Baldissera Zschokke



Jody Gold, Flavio Müller

Highlights im Vögele Kultur Zentrum

Die Führungen

Die kostenlose wöchentliche Sonntagsführung ist nur eine von vielen Möglichkeiten, um einen vertieften Einblick in die aktuelle Ausstellung zu gewinnen. Erlebe Kultur am Mittag – inklusive kleinem Lunch – oder Donnerstagabend, im privaten Freundeskreis oder als Unternehmen, eine Führung in Gebärdensprache oder speziell für Familien. Für jede und jeden ist ein Angebot dabei! *Infos: voegelekultur.ch/events*

Die Veranstaltungen

Das abwechslungsreiche Programm mit den verschiedensten Veranstaltungen erlaubt den Besuchern der Ausstellung «doing family», sich mit dem Thema Familie vertieft auseinanderzusetzen.

Alle Informationen für deinen Besuch findest du stets aktuell auf unserer Website: voegelekultur.ch/events

..... Beziehungsfördernde Kommunikation im Familienalltag

Lerne hilfreiche Elemente kennen!

Donnerstag, 24.11.2022, 19:00–20:30

Donnerstag, 9.3.2023, 19:00–20:30

Erziehung ist ein Kinderspiel – mit guter Kommunikation, die Beziehungen stärkt und fördert. Die Familien- und Kommunikationstrainerin Barbara Forster-Zanettin hilft dir mit ihrem praxisnahen Referat, Beispielen aus dem Familienalltag und einer Prise Humor, die Elemente guter Kommunikation kennen zu lernen und zu Hause anzuwenden. **Eintritt: CHF 20.– (inklusive Ausstellungseintritt)**

..... Märchen für Erwachsene

Magisch schöne Momente!

Sonntag, 4.12.2022, 15:00–16:00

Nach zwei erfolgreichen Aufführungen kehren die professionellen Geschichtenerzählerinnen Rahel Roth und Monika Wieland ins Vögele Kultur Zentrum zurück. Mit musikalischer Begleitung untermalt, entführen sie das Publikum in die zauberhaften Welten der Volksmärchen und magischen Familiengeschichten.

Eintritt: im Ausstellungseintritt inbegriffen

..... Familienbande mit der Theatergruppe act-back

Misch dich ein!

Donnerstag, 12.1.2023, 19:00–21:00

Die Theatergruppe act-back führt ihre Erfolgsgeschichte im Vögele Kultur Zentrum fort: Im Januar mit interaktivem Theater zum Thema der Ausstellung, bei dem sich das Publikum eigene Szenen wünschen darf, die von act-back spielerisch umgesetzt werden. Aus dieser Interaktion entstehen Aha!-Momente, in denen man sich wiedererkennt.

Eintritt: CHF 20.– (inklusive Ausstellungseintritt)



Herzlich willkommen!

Vögele Kultur Zentrum
Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ

Öffnungszeiten

Montag geschlossen
Dienstag – Sonntag: 11–17 Uhr
Donnerstag bis 20 Uhr

Besuch

Über die Anfahrt mit ÖV oder Auto, Eintrittspreise, Verpflegungs- oder Kinderbetreuungsmöglichkeiten und die Infrastruktur unseres Hauses gibts alle Infos auf unserer Website: voegelekultur.ch/ihr-besuch

Dein Anlass im Vögele Kultur Zentrum

Unsere Räume kannst du auch mieten.
Wir beraten dich gerne bei der Organisation deines Anlasses: info@voegelekultur.ch oder 055 416 11 11.

Das Vögele Kultur Bulletin

Bulletin-Abo, zwei Ausgaben pro Jahr, CHF 14.–,
bestellen: voegelekultur.ch/bulletins

Newsletter

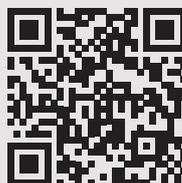
Jederzeit informiert über unsere Veranstaltungen und Themen – *Anmeldung: voegelekultur.ch*

Follow us

  @voegelekultur
 Vögele Kultur Zentrum

Kontakt

E-Mail: info@voegelekultur.ch/Telefon: 055 416 11 11



**Hier erfährst du alles über
uns und unser Programm.**

..... Poetry Slam 2023

Scharfsinnig, erfrischend, kurzweilig!

Mittwoch, 22.2.2023, 19:00–21:00

Das Highlight im Vögele Kultur Zentrum findet 2023 endlich wieder live vor Ort statt. Nach zwei Online-Ausgaben performen drei talentierte Schweizer Slam-Poeten ihre Texte zu Werken aus der Ausstellung «doing family». Moderation: Kilian Ziegler, einer der erfolgreichsten Wortspieler und Poeten der Schweiz.

Eintritt: CHF 20.– (inklusive Ausstellungseintritt)

Als **Vera Husfeldt** vor 16 Jahren von Deutschland in die Schweiz zog, fehlte ihr eine Familie. Nach und nach sammelte sie sich diese zusammen – heute hat die 54-jährige Dozentin einen Sohn, der nicht ihr leiblicher ist, dessen Mutter sie aber als grosse Schwester beschreibt. Ihr «Pär» (berndeutsch für Vater) bewohnte einst die Wohnung über ihr, und ihre kleine Schwester sah sie als Freundin. Trifft sie «Sohn» **Leo Thalmann** (29), gehört das gemeinsame Frühstück zur Tradition.



Was unterscheidet die Wahlfamilie

von Freunden? «Meine Wahlfamilienmitglieder, die ich mir willentlich zusammengesucht habe, sind nicht unbedingt Menschen, die ich auch als Freunde gewählt hätte. Freunde ähneln einem oft sehr. Meine Familie jedoch ist in vielerlei Hinsicht anders als ich. Das führt oft zu Reibereien – wie bei einer richtigen Familie.»

Die nächste Ausstellung
im Vögele Kultur Zentrum:

Humor

16. Mai – 17. September 2023

Humor ist hochgelobt und doch belächelt. Einerseits hilft uns Humor, den grösseren und kleineren Herausforderungen des Lebens gelassener zu begegnen und Gleichgesinnte zu finden. Andererseits wird er als blosser Spielerei oder als unprofessionell abgetan. Humor ist ein vielschichtiges, zweiseitiges Phänomen. Umso wichtiger ist es, ihn in all seiner Verspieltheit ernst zu nehmen.

Die multimediale Sommerausstellung 2023 im Vögele Kultur Zentrum beleuchtet die Rolle des Humors im Alltag – worüber wir lachen und wo wir Grenzen ziehen, wie er als sozialer Kitt verbindet oder auch ausgrenzt, wie er kulturelle und sprachliche Eigenheiten widerspiegelt, aber auch die Gesellschaft verändern kann.

VÖGELEKULTURZENTRUM

Pfäffikon SZ